1848 ODER SCHAUPLATZ DER MERKWÜRDIGEN EREIGNISSE DIESES JAHRES

B .... H .... Brand



Die Herzogin von Orleans in der Deputirtenkammer.

1848

oder

Schauplatz der merkwürdigen Ereignisse dieses Jahres.

In Wort und Bild dargestellt

von

P. H. Brand.

Zweite Auflage.

Löbau,
Verlag von J. Breyer.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

1848

oder

Schauplatz der merkwürdigen Ereignisse dieses Jahres.

Die Revolution in Frankreich 1848.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!
Th. Körner.

Große, ungeheure Ereignisse sind es, die seit kurzer Zeit Europa bewegen, und die das Jahr 1848 ewig denkwürdig in der Geschichte machen werden. — Drüben über dem Rhein fiel des Schicksals eherner Würfel. Binnen zweimal vier und zwanzig Stunden sank ein Königthum und Frankreich sandte den jüngern Zweig des Bourbonischen Königsgeschlechtes, das vor noch nicht zwei Jahrzehnten jubelnd auf den Thron gerufen wurde, dem älteren Königsgeschlechte in die Verbannung nach, und schuf, wie mit einem Zauberschlage, die Monarchie Frankreich zur Republik um.

Staunend sah es Europa, und es dünkte ihm, wie eine Mähr aus alter Zeit. Aber die Funken von dem Brande, angeschürt zur Gluth am Strande der Seine, sie flogen auch hinüber über den deutschen Rhein und zündeten in den Herzen der Menschen — und — wir stehen vielleicht an dem Vorabende großer, ungeheurer Veränderungen.

Gebe Gott — daß nicht Unheil, sondern Glück und Segen daraus erblühe! —

Schon die Tage der nahen und nächsten Vergangenheit waren so reich an großen und wichtigen Ereignissen. In einem Theile des blühenden Italiens, im Kirchenstaat und

der ewigen Stadt Rom übernahm ein Kirchenfürst das Regiment — ein Mann und Geist, wie die Geschichte der Päpste keinen zweiten aufzuweisen hat. Er verstand seine Zeit und ihre Forderungen, manche eherne Fessel sank, manche starre Form zerfiel, und Größeres noch würde er bereits bewirkt haben, wenn nicht auch hier der uralte Kampf des Lichtes mit der Nacht — der Freiheit mit der Knechtschaft des Geistes — die Schwingen des Adlers beschwert und seinen Flug gehemmt hätte.

Im Lande himmelhoher Alpen, in der fernen Schweiz entbrannte ein heißer Kampf, dem ganz Europa seine Aufmerksamkeit schenkte. Das Licht siegte über die Nacht, die Eidgenossenschaft über den Sonderbund, und die Quelle des Unfriedens, die frommen Väter (?) der Gesellschaft Jesu wurden aus ihren dunkeln Schlupfwinkeln vertrieben.

Die letzten Kämpfe Italiens, in Neapel und Sicilien — wer kennt sie nicht? — waren kaum beendet, und ein wenigstens beruhigender Zustand eingetreten, so begann Frankreich seine riesenhafte Umwälzung, die ja jetzt der Gegenstand jedes Gesprächs ist, und die auch in den nachfolgenden Blättern behandelt werden soll.

Frankreich, eines der gesegnetsten Länder Europa's, blühend in seinen Fluren und Auen, blühend in Gewerbthätigkeit, Kunst und Wissenschaft seiner 28 Millionen Bewohner, war schon längst durch innere Spaltungen, Zwistigkeiten, Partheien u. s. w. zerrüttet. Diese hatten ihren Ursprung theils in den früheren großartigen Veränderungen, die mit diesem Reiche vorgingen, theils in den Mängeln der Verwaltung und Regierung, theils in der sittlichen Fäulniß, die sich bis in die höchsten Stände hinauf erstreckte, und die oft

hochgestellte Beamte in einer Ehrlosigkeit darstellte, vor welcher uns ein Grauen anwandelt. Man denke an den Herzog von Choiseul-Praslin, einen Mann aus der höchsten Gesellschaft, die den Hof umgab. Beweist nicht die schauerliche Ermordung seiner Gemahlin mit allen Nebenumständen die furchtbare sittliche Verderbtheit der oberen Classen der Gesellschaft genug?

Man denke an den Proceß des Minister Teste-Cubières, und wie dabei die ganze Art der Verwaltung in ihrer Schauerlichkeit aufgedeckt wurde.

Gewinnsucht, Untreue, Bestechlichkeit, offenbarer Betrug spielten ein gefährliches Spiel in den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Dazu waren die Abgeordneten des Volks viel zu wenig entschieden und selbstständig genug, um kräftig einzuschreiten. Die Presse, die theils durch chikanöse Processe unterdrückt, theils erkauft war, lobte (wenigstens der letztere Theil), wo sie tadeln, oder schwieg, wo sie kräftig sprechen sollte.

König Ludwig Philipp, geprüft in der Schule des Lebens, ein Mann voll Klugheit, aber ohne höhere Fähigkeiten, allzu sehr auf eigne Sicherheit bedacht, führte den Zügel der Regierung. Ein müder Greis, war seine Kraft gebeugt, und der verhängnißvolle Tod seines ältesten Sohnes und Thronfolgers, der durch einen unglücklichen Sturz aus dem Wagen sein Leben verlor, hatte sein Gemüth im Innersten ergriffen. Dazu kam auch der Tod seiner Schwester, der Prinzessin Adelaide, einer vortrefflichen, edlen Frau, die seine häuslichen Angelegenheiten leitete, seine treueste Freundin war und großen Einfluß auf ihn hatte.

Ohne den Tod dieser letzteren wären vielleicht die Ereignisse noch nicht so schnell hereingebrochen, denn sie hätte bei ihrer Klugheit jedenfalls Alles aufgeboten, um ihren königlichen Bruder noch zu rechter Zeit zu klugem Nachgeben zu bewegen

und dadurch den Sturm zu beschwichtigen. Aber König Ludwig Philipp, so mancher Gefahr des Lebens entgangen, baute auf sein Glück.

Das Ruder der Staatsregierung führte mit kräftiger Hand ein thätiger, einflußreicher Minister, Guizot, der aber der ganzen Nation verhaßt war, und der durch sein Benehmen bei den Italienischen- und Schweizerkämpfen, für welche Frankreich so große Sympathien hegte, noch mißliebiger wurde.

In der Deputirtenkammer ging ihm endlich die Opposition, gestützt auf die Stimmung des Volkes, so hart zu Leibe, daß er dem Könige seine Entlassung bot, die dieser aber nicht annahm. Durch einzelne Aussprüche in der Kammer wie durch seine Hartnäckigkeit und Unbeugsamkeit wurde die Stimmung des Volks gegen ihn immer drohender, und man scheute sich nicht, sie öffentlich zu erkennen zu geben. Das sollte namentlich durch Versammlungen zu glänzenden Festen, Banketts, wo man die Reform weiter besprechen wollte, und die darum auch Reformbanketts hießen, geschehen.

Diese Reformbanketts waren glänzend vorbereitet. Die zahlreichste Theilnahme von Seiten des Volks gab sich kund. Tausende hatten sich angemeldet, und unter ihnen die ausgezeichnetsten Männer an Bildung, an Geistes- und Willenskraft. Die wichtigsten Fragen in der Staatsverwaltung sollten hier behandelt und besprochen, zu einer Reform sollte hingewirkt, aber Alles auf gesetzlichem Wege abgethan werden.

Diese Versammlungen aber wurden verboten, weil sich die Minister mit Macht dagegen setzten.

Diesem ungesetzlichen Verbote gegenüber wollte doch eine Anzahl der Abgeordneten von der Opposition ein solches Reformbankett feiern, woran **2000** Personen unter dem Schutze von **20,000** Nationalgardisten Theil nehmen sollten. Es

sollte eine friedliche Demonstration gegen die Gewalt der Regierung sein. — Die Regierung aber, wie mit Blindheit geschlagen, drohete mit Gewalt der Waffen.

Da traten, um unnützes Blutvergießen zu verhindern, die Deputirten zurück, trugen aber darauf an, die Minister in Anklagestand zu versetzen.

Groß war die Erbitterung des Volkes. Schon riefen einzelne empörte Stimmen auf den Straßen: „Wird man denn nicht endlich einmal dem elenden Schulfuchs Guizot den Balg über die Ohren ziehen?"

Aehnliche Ausfälle der Wuth hörte man auch stündlich gegen den König und — wie man sagte — „die Sippschaft des Schlosses." Es war schon so weit gekommen, daß Jeder als verdächtig behandelt wurde, der etwa anrieth, besonnen zu Werke zu gehen. Die Erbitterung wurde noch größer, als man hörte, daß der König die unglückliche Aeußerung gethan: „Er würde sich eher in kleine Stücke hauen lassen, als sich zu irgend einer Concession verstehen."

Solche Aeußerungen gossen Oel in's Feuer. Auch die Oppositionszeitungen schürten den Brand unter dem großen Haufen. So veröffentlichte der National eine angebliche Ordre des Herzogs von Montpensier, wornach sofort eine Absendung von zwei Feldbatterien mit voller Munition, 20 Kisten Infanteriepatronen, 300 Kartätschenschüssen, 400 Pferden und einer Kiste Fackeln für den Nachtdienst, aus Vincennes in die Militärschule nach Paris erfolgen sollte.*)

*) So hatte sich auch das Gerücht verbreitet, daß der König bereits Anstalten getroffen habe, mittelst der Eisenbahn aus den benachbarten Garnisonen schnell 60- bis 80,000 Mann Truppen nach Paris zu ziehen. In Vincennes waren bereits die Batterien in Stand gesetzt, um damit nöthigen Falls die Bürger von Paris in Masse niederzuschießen u. s. w.

So durchzog denn bereits der Geist der Revolution die Straßen von Paris und ergriff besonders die Mittel- und niedere Klasse der Bevölkerung. Da nun die bitterste Armuth, die zum Aeußersten treibt, und eine rohe ungebildete Masse, als niedere Hefe des Volks, wie Paris sie bietet, sogleich auf den Beinen ist, jede Bewegung mit Eifer ergreift und beispiellose Keckheit zum Angriff bringt, so sind auch solche Volksaufstände nirgends kolossaler und grausiger, als in Paris. Und so auch jetzt.

Handel und Gewerbe litten übrigens bei diesen Bewegungen auf eine ungeheure Weise. Niemand hatte Vertrauen auf die Zukunft, Niemand mochte sein Geld jetzt in ungewissen Spekulationen wagen, und so dauerte es nicht lange, da waren Tausende von Arbeitern brodlos, und damit vergrößerte sich die Bewegung immer mehr. Starke Streifwachen patrouillirten in der Nacht die Straßen auf und ab, und am Tage jagten Couriere durch die Straßen.

Nächst diesen Vorkehrungen war in dem nahen Vincennes ein Artilleriepark von mehr als **300** Kanonen aufgestellt und die Militairschule am Marsfelde ebenfalls mit schwerem Geschütz vollgepfropft. Alles war in Bereitschaft. Von verschiedenen Seiten zogen Truppen nach Paris heran und es sollen im Ganzen **80**- bis **100,000** Mann und mehr als **600** Feuerschlünde in Bereitschaft gestanden haben, um die Bewegung mit aller Macht niederzudrücken. Zudem bot die Befestigung von Paris Vertheidigungsmittel nicht allein gegen äußere, sondern auch innere Feinde. Aber die ungeheure Stadt mit **1118** Straßen, **70** Plätzen, **28** Gassen, **141** Sackgassen, **61** Barrieren, **23** Brücken u. s. w. bot auch für die Volksbewegung ein günstiges Terrain, und mehr noch bürgte die Stimmung der Gemüther für einen glänzenden Erfolg von Seiten der Revolutionspartei.

So begann denn am 22. Februar der Aufruhr schon auf eine recht ernstliche Weise. Gegen Abend tobte er bereits in den elysäischen Feldern, theils im Innern der Stadt. Barrikaden wurden in dem und jenem Theile der Stadt errichtet, und ob auch von den Soldaten genommen und zerstört, erstanden sie doch bald auf einem andern Punkte der Stadt auf's Neue. Die Tuilerien bewachte ein kleines Armeecorps, das Hotel des Ministers Guizot ein Bataillon Infanterie und zwei Schwadronen Reiter. Ebenso stand Militair vor den Läden der Büchsenmacher und Waffenschmiede, weil bereits einige derselben erbrochen und die Waffen darin weggenommen worden waren.

Einige kleinere Militairposten in den elysäischen Feldern wurden von dem Volke aufgehoben und die Soldaten entwaffnet; aber die Municipalgarden (Polizeimilizen) waren bereits gemißhandelt, ja einige sogar schon niedergehauen worden. Gegen 300 Verhaftungen waren die Frucht dieser Unruhen, aber das erregte die Gemüther immer mehr.

So brach der 23. Februar an. Früh um neun Uhr wurde Generalmarsch geschlagen. Vor den Tuilerien waren 8000 Mann Militair mit zwei Batterien postirt, sowie überhaupt 80,000 Mann schon zur Verfügung bereit standen, um die Rechte der Regierung zu schützen. Bald waren die Straßen und Plätze, wo sich das Volk massenweise drängte, mit Truppen besetzt. An mehreren Kirchen wurden die Eisengitter von den Arbeitern abgebrochen und die Lanzenstäbe derselben als Waffen benutzt; wie überhaupt das Volk sich auf diese und jene Weise zu bewaffnen suchte. Schon wurden auch mehrere Accisgebäude in Brand gesteckt. Gegen Mittag tobten die Unruhen immer heftiger, und die Volkshaufen wurden immer dichter. Die Municipalgarden feuerten unter das Volk und von einer andern Seite rückte Infanterie heran. Auch jagten zahlreiche Cavallerieabtheilungen durch die Gassen, um

die Aufrührer im Rücken anzugreifen. Schon gab es zahlreiche Todte und Verwundete. Viele Plätze und Gebäude waren nach und nach mit Militair besetzt, die Brücken gesperrt und alle Häuser geschlossen.

Des Nachmittags wurden die Unruhen immer heftiger und der Kampf entbrannte in verschiedenen Theilen der Stadt zugleich. Schon wurden von den Dächern herab Ziegel und Steine auf die Soldaten geschleudert und aus den Fenstern auf sie geschossen. Bald bemächtigte sich auch der Geist des Aufruhrs einzelner Truppen, auch sie verlangten Reform und Rücktritt der Minister, wenn sie noch ferner marschiren sollten, ja es kam sogar zu einem Kampfe zwischen National- und Municipalgardisten. Während ein Corps von Offizieren zum Könige ging, der aber immer noch nicht nachgeben wollte, zerstörte das Volk an einigen Theilen schon das Pflaster, so, daß die Manöver der Cavallerie und Artillerie gehindert wurden. So tobte der Kampf erbittert fort.

Da ertönte in dem Tumulte, Nachmittags gegen 5 Uhr, plötzlich ein ungemessener Jubel durch die Straßen. Die Nationalgarde verkündigte laut: „Das Ministerium tritt ab!“ Alles ist beendigt.

König Ludwig Philipp, der im Kreise seiner Familie sorgenschwer und bang erfüllt die furchtbare Bewegung vernommen und bei so drohenden Umständen und der auf's Aeußerste gereizten Volksstimmung das Schlimmste erwarten mußte, hatte bereits das Ministerium Guizot entlassen und den Grafen Molè rufen lassen, um ein neues Ministerium zu bilden.

Leider! kam dieses Zugeständniß von Seiten des Königs zu spät. Was früher den Sturm mit leichter Mühe aufgehalten haben würde — war jetzt zu solcher Wirkung zu kraftlos. Der günstige Augenblick war vom Könige versäumt. Seine frühere Hartnäckigkeit hatte Alles verdorben.

Der empörte Strom, der einmal seine Ufer überschwemmt hatte, war schwer wieder zurückzudämmen. Die Nachricht von dem Rücktritt der Minister jedoch war mit großem Jubel empfangen worden.

Bereits um 8 Uhr war ganz Paris mit seinen einzelnen Theilen freiwillig illuminirt, und Tausende von Lampen verbreiteten einen Glanz, der zauberisch die Nacht auf den Straßen zum Tage schuf. Dazu glänzten noch Tausende von Fackeln, getragen von ungeheuren Volkmassen, die die Straßen nach allen Richtungen hin durchzogen. Begeisterte Lieder ertönten von der Menge, sowie donnerndes Geschrei: „Es lebe die Reform!" Der riesige Volkshaufe kam auch vor das Hotel des Herrn von Rothschild in der Straße Laffitte. Er erschien mit seinem Neffen auf dem Balkon und rief vereint mit der Menge: „Hoch lebe die Reform!" Wenige Augenblicke später war sein Hotel glänzend illuminirt.

Ein anderer Volkshaufe war vor das Hotel des Justizministers gezogen und hatte unter dem Geschrei: „Nieder mit dem Manne der moralischen Mitschuld!" Illumination des Palastes verlangt, das Schilderhaus der Wache zertrümmert, doch keine ärgeren Excesse begangen.

Eine ungeheure Volksmasse aber zog vor das Hotel des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Die Soldaten, die zur Bewachung des Hotels commandirt waren, glaubten, daß man gekommen sei, um sie anzugreifen und das Gebäude zu stürmen. In dieser unglücklichen Meinung gaben sie Feuer auf die Volksmasse und einige zwanzig Personen stürzten theils todt, theils verwundet zu Boden. Unterm gräßlichsten Wuth- und Rachegeschrei flüchtete sich die Menge und verbreitete die unglückliche Begebenheit, vergrößert und verunstaltet und als Verrath der Regierung am Volke dargestellt,

nach allen Seiten. Die Erbitterung der Gemüther überstieg alle Grenzen und der Aufruhr begann mit furchtbarer Wuth auf's Neue. Ueberall wurden Barrikaden errichtet. In einem spätern Berichte heißt es:

„In der Nacht vom 23. zum 24. Febr. wurden 5000 Barrikaden binnen 4 bis 6 Stunden errichtet, darunter höchst kunstreiche mit Schießscharten, wie Festungswerke. Alle 50 Schritte erhob sich ein solches Ungethüm und an jedem Kreuzwege standen ihrer vier im Quadrat oder Trapez. Während dieses plötzlichen Festungsbaues in der verhängnißvollen Nacht warfen die Frauen aus allen Fenstern Flaschen heraus und einige Ingenieurs in der Blouse hackten je 8—10 Pflastersteine im Zickzack los, damit die Pferde der Cavallerie zum Sturze kämen. Um Paris in dieser Position einzunehmen, hätte man 300,000 Truppen und eines achttägigen Kampfes auf Leben und Tod bedurft."

Schon am frühen Morgen des andern Tages (24. Febr.) vernahm man starkes Gewehrfeuer im Stadtviertel von St. Martin. Bald wurde eine Proclamation an die Bewohner von Paris erlassen, worin es hieß: Der König habe Herrn Thiers zum Präsidenten des Minister-Conseils ernannt und den Eintritt des Herrn Odilon Barrot in das Ministerium bewilligt.

Dadurch aber wurde das Volk noch nicht beruhigt. Der Aufruhr und der Kampf wurde vielmehr immer heftiger und entbrannte nach und nach in allen den zahlreichen mit Barrikaden übersäeten Straßen von Paris. Verwüstung, Kampf und Tod überall! — In einem Berichte heißt es:

„Paris bot gestern Abends (d. 23.) und heute Morgen (24.) ein wahres Bild der Zerstörung dar. In den Straßen und auf den Boulevards lagen Leichname. Der größte Theil der Bäume des Boulevards ist gefällt. Von kaum hundert

Schritt zu hundert Schritt stößt man auf Barrikaden, die von dem Volk bewacht werden und nur einer Person auf einmal den Durchgang gestatten. Auf einzelnen Stellen sollen die Schienen der Eisenbahn aufgerissen, Stationsgebäude niedergebrannt und ein Viaduct bei Paris gänzlich zerstört sein."

Alle bisherigen Excesse, soweit sie auch schon gingen, und so traurige Resultate sie auch schon geliefert hatten, waren doch immer noch weiter nichts, als ein bloßer Aufruhr. Die völlige Revolution brach jedoch mit dem unglücksschweren Ereignisse vor dem Hotel Guizots aus. Laut Bericht war dieß Folgendes:

Es hatte sich nämlich zwischen 9 und 10 Uhr das Gerücht verbreitet, die Nachricht von der Entlassung des Ministeriums sei gar nicht wahr, man habe das Volk nur zum Besten gehabt, als man die Wahl der neuen Minister verkündet. Dadurch wurde das Volk in furchtbare Wuth gebracht. Ungeheure Massen zogen sogleich vor das Hotel Guizots unter weithintönendem Geschrei: „Nieder mit Guizot! Es lebe die Reform!" Bald flogen Steine nach den Fenstern des Gebäudes, das mit einem Detachement des 14. Infanterieregiments umgeben und geschützt war. Plötzlich bei diesem Angriffe des Volks gaben die Truppen zwei Ladungen hinter einander, wodurch 40 Personen theils todt, theils verwundet niedersanken. Grenzenlos war die Wuth des Volkes, und wäre es bewaffnet gewesen, so wäre es wohl schon hier zum Aergsten gekommen. Eine Abtheilung herbeigeeilter Dragoner vertrieb das Volk und sperrte einen Theil des Boulevards und die Straßen, die zum Hotel des Ministers führten. Unter wüthendem Rachegeschrei führte das Volk die Todten auf einem einspännigen Karren fort. Immer dichter schaarte sich die Menge um den unheilvollen Trauerzug und bereitete sich zu neuem, wilden Kampfe vor, während die Nachricht von dem Vorfalle sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt

verbreitete. Immer mehr Barrikaden wurden aufgerichtet, und alles Volk suchte sich zu bewaffnen, wie es nur wußte und konnte, ja es drang mit Gewalt in die Häuser, um sich Waffen zu verschaffen. Um Mitternacht wurde Generalmarsch geschlagen und es ging zu neuem Kampfe, der von 1 Uhr des Nachts bis um 9 Uhr Morgens erbittert fortgesetzt wurde. Der Todten und Verwundeten gab es jetzt in Masse.

Ueber die hier mitgetheilten Ereignisse hat ein in Paris lebender Deutscher folgender Weise berichtet:

„Spät ging ich am Abende nach Hause, da hörte ich eine Gewehrsalve. Ich eilte zurück nach dem Hotel Guizots zu und was sah ich? Fliehende und Verwundete vor diesem Hotel. In Blut und Koth lagen letztere da. Auch Unverletzte lagen noch an der Erde, eine weitere Salve fürchtend und deshalb am Boden liegen bleibend. Ich half einer verwundeten Dame in die Nebengasse zu ihrer Wohnung, und als ich zurückkehrte, erblickte ich auf dem Boulevard einen Karren von einem Schimmel gezogen und von Schaaren umringt. Auf dem Karren waren drei Leute, die Fackeln trugen, darunter ein Blousenmann. „Was giebts? Was habt Ihr?" schrieen neue Hinzugekommene.

„Seht die Opfer!" schrie der Eine mit herzzerreißender Stimme; „sie sind todt!" rief ein Anderer; „Rache!" rief ein Dritter. Jetzt erblickte ich, näher tretend, in dem Kasten blutige Leichname, Zuschauer vor Guizots Hotel, die von der unerwarteten Salve getroffen worden waren.

Von dem Geschrei der Herzueilenden, von dem wüthenden Ruf zu den Waffen hat man keine Vorstellung. Hunderte, Tausende stürzten herbei und der Karren mit den drei Fackeln ward von dem gespensterhaften Schimmel nach dem Bureau des „National" gezogen unter Vortritt eines Trommlers, der unterwegs gefunden wurde. Im Bureau war Garnier-Pagès, der aus den Fenstern herab für die

Leichen des Karrens eine Rede hielt, welche die blanke Revolution in Bewegung setzte. In einer halben Stunde waren alle Straßen voll und man hörte nichts mehr, als: „Sie sind todt!“ — „Rache!“ — „Nieder mit Ludwig Philipp!“ — Erschöpft wankte ich nach Hause, u. s. w.“

Die ganze Nacht hatte der Kampf fortgedauert. Endlich am Morgen nach 9 Uhr hörte er auf. Doch durchzogen Linientruppen und Nationalgarden die Straßen, begleitet von bewaffnetem Volke unter dem veränderten Losungsworte: „Nieder mit Ludwig Philipp! Nieder mit den Ministern!“

Um 11½ Uhr bewegte sich der drohende Zug der Volksmasse vom Boulevard St. Antoine herab nach den Tuilerien. Es war bereits aus diesen eine Proclamation erlassen, die ungefähr so lautete: „Der König hat Befehl gegeben, das Feuer einzustellen, und die Unterzeichneten zu Ministern ernannt, sowie den General Lamoricièr zum Commandanten der Nationalgarde! (Unterz.) Thiers. O. Barrot. Duvergier d'Hauranne. Lamorcière. Ueber die grausigen Begebenheiten, die nun folgten, berichtet die Kölner Zeitung:

„Von 1 bis 2½ Uhr. In dieser kurzen Zeit begann der Kampf von Neuem. Das Palais Royal ward gestürmt und in Brand gesteckt. *) Dieser Act, der um zwei Uhr bekannt ward, besänftigte das Volk nicht. Er drang in die Tuilerien ein, nachdem die königliche Familie — ich weiß nicht wohin — sich bereits geflüchtet hatte. Die Linie verweigerte

---

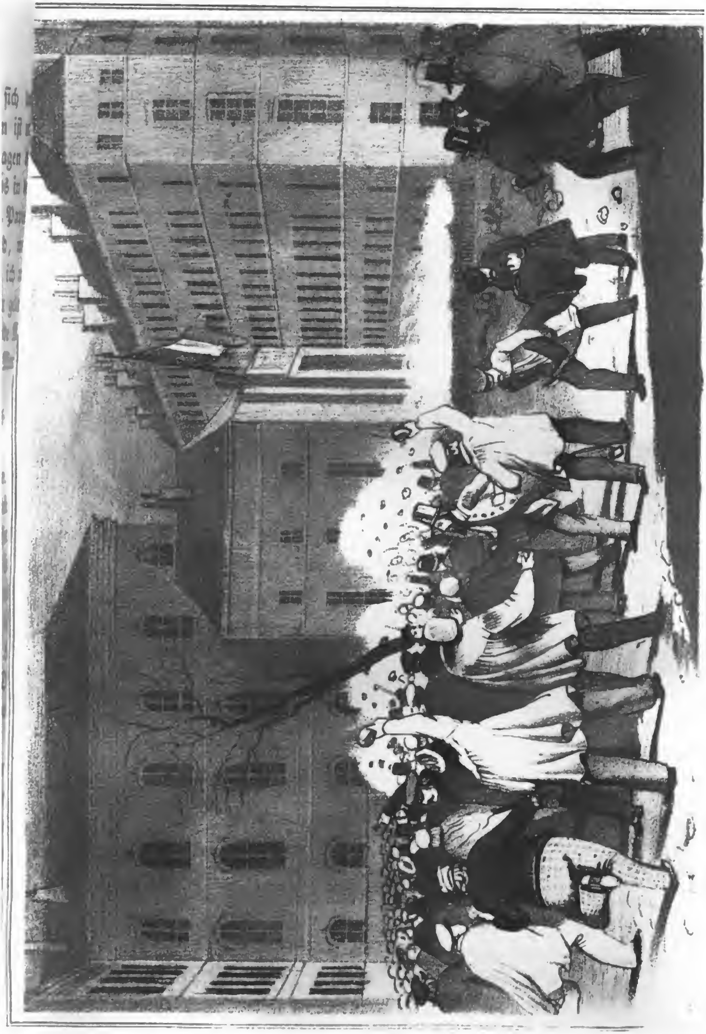
*) Mitten unter diesen Kämpfen — heißt es in einem andern Berichte — eilte E. v. Girardin in die Tuilerien und legte dem Könige eine Proclamation des Inhalts vor: Abdankung des Königs, Regentschaft der Herzogin von Orleans, allgemeine Amnestie. Herr v. Girardin erklärte dem König, jeder Augenblick Verzug könne ihm und seiner Familie das Leben kosten; der Herzog von Montpensier stürzte dem Könige zu Füßen und beschwor ihn, abzudanken. Der König that es.

abermals, zu schlagen; die Nationalgarde schloß sich dem Volk an, das in diesem Augenblicke in den Tuilerien ist und aus Muthwillen aus den Fenstern schießt. Alle Wagen des Königs werden verbrannt, die Büste Ludwig Philipps in den Koth geschleift, die Intendanz geplündert und deren Papiere zum Fenster hinaus geworfen. Wie das Ende wird, weiß Gott! Ich schließe mein Schreiben um 3 Uhr, weil ich wenigstens zwei Stunden brauche, um sicher zur Post zu gelangen. Man läutet jetzt Sturm. Um 3½ Uhr. Folgende Ministerliste circulirt jetzt: Lamartine. Odilon-Barrot. Marie. Marrast. Bavin."

Während der Nacht waren überall Barrikaden entstanden. Schon am frühen Morgen standen gegen 20,000 Mann Soldaten mit Kanonen auf den Boulevards. Ueberall wurde Appell geschlagen und die schauerlichen Töne der Sturmglocke vereinigten sich mit dem unheimlichen Getöse auf den Straßen. Die Nationalgarde, noch ganz empört über das gestrige Ereigniß vor dem Hotel Guizots, verlangte von der Linie das Versprechen, nicht ohne sie zu schießen. Bereits hatte sich auch die Stimmung des Militairs gar sehr geändert und Linientruppen und Nationalgardisten fraternisirten überall. Die Volksmasse rief: Es lebe die Linie! Und die Linie antwortete: Es lebe das Volk!

Gegen 10 Uhr versammelten sich Massen von Arbeitern, unter dem Rufe: „Zu den Tuilerien!" Bald zogen Colonnen von 1000 Mann durch die Straßen, welche zu den Tuilerien führen. Gegen 12 Uhr begann der Kampf *), mit dem Volke stürmte jetzt auch die Nationalgarde in Masse. Eine

*) Das Schloß war von Linientruppen, Municipalgarden, Jägern von Vincennes und Artillerie vertheidigt. Die Linientruppen sollen sich geweigert haben auf das Volk zu schießen, die Jäger von Vincennes, die Municipalgarde und nur ein Theil der Artillerie aber das Feuer eröffnet haben.



furchtbare Schlächterei entstand. Zweimal wurde der harte Angriff von dem Militair und den Municipalgarden zurückgeschlagen, aber bei einem dritten wüthenden Angriffe drang das Volk vereint mit der Nationalgarde in den Palast. Die Municipalgarde wurde unbarmherzig niedergehauen, das Blut floß in Strömen und Leichen thürmten sich auf Leichen, worüber die Massen stürmend schritten und zu den Thoren des Palastes eindrangen.

In den königlichen Räumen begann nun eine gräuliche Verwüstung. Der Thron wurde aus den Fenstern gestürzt und auf dem Tuilerienplatze unter ungeheurem Jubel vom Volke verbrannt. Aus dem Purpur des Thrones, den man zuvor abgerissen, wurde eine Kappe verfertigt, die man einer Statue aufsetzte.

So viel man auch im Palaste zerstörte, so wurde doch sorgfältig gewacht, daß nichts gestohlen wurde. „Ich wollte", erzählt ein Augenzeuge, „einen Kupferstich zum Andenken an dieses merkwürdige Ereigniß mitnehmen, mußte ihn aber an der Thür des Gartens wieder herausgeben, denn der wachthabende Blousenmann äußerte: „Das kann doch etwas werth sein". Ueberhaupt benahm sich das Volk, trotz des gewaltigen Tumults und der ungeheuern Aufregung der Gemüther mit viel Besonnenheit. So wurden nur die Luxusgegenstände und aufgefundene Papiere des Königs vernichtet, aber alle Kunstgegenstände verschont.

Wie streng und unnachsichtlich übrigens jeder Versuch zum Diebstahl bestraft wurde, schildert ein Augenzeuge:

„Ich habe gesehn, wie eine Galgenphysiognomie sich mit einem Pack silberner Löffel aus dem Palais Royal schlich, dessen Inhalt eben zerstört wurde. Er hoffte in dem Tumulte mit seinem Raube zu entkommen, aber schon hatte das Volk alle Ausgänge besetzt und zwei Bewaffnete in Blousen hielten den Spitzbuben an. „Auf die Knie, Dieb!" — Zitternd

gehorchte er. „Gieb das Gestohlene heraus!“ Todtenbleich überreicht der Knieende die Löffel einem Nationalgardenofficier. „Und nun nimm deinen Lohn!“ Beide Gewehre der Freiwilligen knallen — und der Dieb wälzt sich in seinem Blute. Solcher Exempel wurden am ersten Tage sieben oder acht statuirt, am 25sten nach dem Siege des Volkes wurden alle Diebe angehalten und unter guter Bedeckung nach der Polizeipräfectur geschickt.“

Aber nicht überall, wie hier, konnte räuberischem Unfuge gesteuert werden. So wurde das Schloß von Neuilly, Privateigenthum des Königs, erstürmt. Die Wüthenden, nachdem sie eingedrungen, stürzten sich theils in die Gemächer, theils in die Keller. Letztere fanden allerlei Weine und auch ein Faß Rum, welches mit einem Beile aufgeschlagen wurde. Bald darauf waren sämmtliche Plünderer betrunken. Eine furchtbare Scene entspann sich unter diesen Elenden, und es fand ein grauenvoller Kampf statt. Die 130 im Keller Befindlichen schlugen sich mit Flaschen und lagen bald darauf verwundet oder berauscht zu Boden gestreckt. Während dieses Zwischenfalles aber hatten die in den Gemächern Rumorenden, nachdem sie Alles verwüstet und geplündert, das Schloß in Brand gesteckt und sich zurückgezogen. In kurzer Zeit wurde das Feuer so heftig, daß man es nicht mehr überwältigen konnte. Bald waren die Gebäude von den Flammen verzehrt, und die hundert Unglücklichen, welche in den Kellern schliefen oder bewußtlos umhertaumelten, kamen durch das Feuer um, oder wurden durch den Rauch erstickt. Wenige, die sich in dem traurigsten Zustande — zwischen Leben und Tod schwebend — befanden, wurden gerettet. Als man die Keller räumte, fanden sich hundert, bis hundert und zwanzig Leichen, deren mehrere noch an den Gesichtern die Spuren des wildesten Kampfes trugen. — Beispiele, wie dieses, waren aber nur Ausnahmen von der Regel; übrigens, wenn man die Bevölkerung von

Paris, besonders in ihren untersten Schichten, bedenkt, kann es nicht befremden, daß auch dergleichen Gräuelscenen vorkamen.

Doch wir wenden uns zurück zu den Tuilerien.

Wohin sich die königliche Familie bei Erstürmung des Palastes, und dem tausendstimmigen Rufe: Nieder mit Ludwig Philipp! gewendet, wußte im ersten Augenblicke Niemand. Niederbeugend und angstvoll mag die Flucht aus den königlichen Gemächern wohl gewesen sein. Ein Augenzeuge berichtet darüber:

„Ich stand am Pont-Tournant, dicht am Eingang von dem Concordien-Platz in die Tuilerien. Es war 1 Uhr. Da kamen Nationalgardisten zu Pferde, welche die versammelte Menge baten, man möge das Unglück ehren, möge jeden Zuruf vermeiden, und sich durchaus in keine ungünstige Demonstration einlassen. Darauf kam Ludwig Philipp am Arme der Königin durch das Gitter des Tuilerienhofes. Er war blaß wie der Tod, als er an mir vorüberging. Schwarz gekleidet mit einem runden schwarzen Hute wankte er dahin und lehnte sich stark auf den Arm der Königin. Diese blickte streng und zornig um sich, während der König scheu und ängstlich war. An dem Asphalttrottoir angekommen, das den Obelisken umgiebt, hielt das königliche Paar mit seiner etwa aus 30 bis 40 Personen bestehenden Begleitung inne; das Volk schrie: „Es lebe Frankreich, es lebe die Reform!“ Man drängte sich so dicht an Beide, daß der König den Arm seiner Gemahlin fahren ließ, und einige Schritte rückwärts versuchte; man sah, wie er ängstlich nach seinem Wagen blickte. Die Königin erschrack, als sie den Arm des Königs nicht mehr fühlte. Ein Mann aus dem Volke bot ihr den Arm mit den Worten: „Fürchten Sie Nichts, Madame, gehen Sie voran, das Volk wird Ihnen Platz machen!“

Mit einer Miene voll Zorn wies sie den Arm zurück, und warf ihm die Worte zu: „Lassen sie mich!“ Dann ging

sie auf den König zu, zwei schwarze, niedrige einspännige Wagen fuhren heran; es saßen mehrere Kinder darin, der König und die Königin stiegen ein; und die Kutscher peitschten auf die Pferde los. Man schlug den Weg nach dem Wasser ein, und verschwand auf der Staße von St. Cloud. Herr Cremieux hatte dem Könige in den Wagen geholfen und den Schlag sodann geschlossen."

Nach einem andern Berichte soll der König bei seiner Entweichung aus dem Schlosse in der allgemeinen Verwirrung die Entsagungsacte zu unterzeichnen vergessen haben. Durch den Tuileriengarten am Concordienplatze angekommen, soll man ihn an die Unterzeichnung erinnert und Tinte und Feder gebracht haben, worauf er diese Formalitäten, das Blatt auf sein erhobnes Knie gestützt, erfüllt, und also gerade an dem Platze abgedankt haben, wo Ludwig XVI. und sein Vater auf dem Schaffote den Geist aufgaben. (Nach einem andern und glaubwürdigerem Berichte soll die Entsagungsacte in St. Cloud unter Gegenwart der Herren Thiers und Odilon Barrot unterzeichnet worden sein.) Auch sei in diesem Augenblicke, heißt es in jenem Berichte weiter, von der Königin bemerkt worden, daß weder sie noch Ludwig Philipp Geld mitgenommen, und dieser Umstand einem Officiere der Nationalgarde mitgetheilt worden. Von dem Officiere sei auch sofort unter seinen Kameraden und den Umstehenden eine Collecte gesammelt und 200 Franken zusammengekommen, die man dem Könige als Reisegeld eingehändigt. Wenn diesem Berichte zum trauen ist, so wäre dieser Fall allerdings bedeutungsvoll und lehrreich; indem ein Mann, der vor Kurzem auf einem der glänzendsten Throne Europa's saß, der zahlreiche Millionen an Privatvermögen sein nannte, jetzt in diesem Augenblicke als zitternder Flüchtling die schwache Kasse einiger Officiere in Anspruch nehmen mußte, um wenigstens für den Augenblick nicht ganz ohne Geld zu sein, wenn auch manche

Million — längst in Sicherheit gebracht — anderswo seiner harrte.

Louis Philipp war aber an seinem Unglück selbst schuld; seine Hartnäckigkeit hatte ihn vom Throne gestürzt, und die Catastrophe beschleunigt. Von dieser Hartnäckigkeit stehe hier noch ein Beispiel, dessen Bericht beglaubigt ist:

Am Morgen des 24. Febr. war des Königs Leibkammerdiener Prevost in die Stadt gegangen und hatte die Barrikaden, die in der Nacht erstanden und auf welchen die rothe Fahne wehte, gesehen, zugleich aber auch die wüthende Stimmung des Volkes bemerkt. Todtenbleich und zitternd kehrte er um 10 Uhr in die Tuilerien zum Könige zurück und bat ihn unter Thränen große Concessionen zu bewilligen, denn das Volk sei so erbittert, daß das Aeußerste zu befürchten sei.

„Ah bah!" sagte Louis Philipp lachend, „Kaffeehausgeschwätz! in ein paar Stunden wird Alles zu Ende sein." Es war auch zu Ende, aber wie! Prevost lief dem Könige nach St. Cloud nach, und brachte ihm einige Kleinigkeiten, die er noch aus den Tuilerien hatte retten können. „O Sire! Sire! habe ich es Ihnen nicht gesagt?" jammerte der Alte. Aber Louis Philipp, der ganz den Kopf verloren hatte, rief nur einmal über das Andere: „Ein großes Unglück! Ein entsetzliches Unglück!" —

Auch über das Gemüth des Königs giebt folgender Zug, der ebenfalls beglaubigt sein soll, keinen glänzenden Beweis:

Um 12 Uhr war Bugeaud erschienen, um dem Könige Bericht über den üblen Stand der Dinge zu erstatten. Schon donnerte das Gewehrfeuer und um halb 1 Uhr drangen bereits die ersten Haufen gegen die Tuilerien vor. „Marschall!" sagte der König in der heftigsten Aufregung, unterdrücken Sie die Insurrektion, sie muß unterdrückt werden. — „Sire!" erwiederte Bugeaud, ich kann 20,000 Menschen tödten lassen." „Aber, werden Sie die Emeute unterdrücken?" fragte der König, den

Marschall krampfhaft an der Hand fassend (welche Menschenliebe!). „Das, Sire, kann ich nicht versichern.“ Der König ließ ihn stehen und eilte zur Königin, und mit den Worten: „fliehen wir“, zog er sie fort, die Treppe herab, durch den Garten zur Flucht. —

Wir kehren jetzt um einen Schritt zurück, um die wichtigsten Begebenheiten nachzuholen.

Ehe noch die Erstürmung der Tuilerien stattfand, hatte sich die Deputirtenkammer versammelt, zu der merkwürdigsten und zugleich letzten Sitzung. Es waren gegen 300 Mitglieder anwesend. Gegen 1½ Uhr verbreitete sich die Nachricht, daß die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Söhnen, dem Grafen von Paris, von 9, und dem Herzog von Chartres, von 7 Jahren in der Kammer erscheinen würde. Kurze Zeit darauf zeigte sie sich wirklich mit ihren beiden Söhnen und dem Herzog von Nemours. Der junge Graf von Paris trat zuerst ein, von einer Person an der Hand geführt. Mit Mühe drang er bis in den mit Nationalgarde angefüllten Halbkreis durch. Es entstand eine lebhafte Bewegung in der Versammlung und man hörte die Rufe: „Sie dürfen nicht eintreten, sie haben nicht das Recht dazu!“ Dennoch füllte sich die Kammer immer mehr und mehr. Jetzt trat auch die Herzogin von Orleans in den Saal und setzte sich, ihre zwei Söhne an der Seite, in einen Sessel. In demselben Augenblicke füllten sich auch die Corridors mit einer großen Anzahl von Männern aus dem Volke und Nationalgardisten. Die Prinzessin mit ihren Söhnen verließ den Halbkreis und zog sich zurück auf eine der höchsten Bänke des Centrums, dem Präsidenten gegenüber. Eine große Aufregung herrschte im Saale.

Hr. Dupin betrat die Rednerbühne und kündigte der Kammer an, daß der König zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, entsagt, und die Regentschaft der Frau

Herzogin von Orleans übertragen habe. (Bravo's auf Bänken und Tribünen. Auf letztern aber auch eine Stimme: „Es ist zu spät!) Eine unbeschreibliche Aufregung herrschte jetzt in der Kammer. Die Herzogin mit ihren Kindern befand sich in der Mitte zahlreicher Deputirten, auch stellten Nationalgardisten sich um die königl. Familie auf. Der Herzog von Nemours setzte sich hinter die Prinzen und ihre Mutter. Mehrere Redner nach einander bestiegen die Tribüne, und stellten dar, daß die Einsetzung einer provisorischen Regierung vor der Hand nothwendig sei, um die Ordnung wieder herzustellen, und dadurch Zeit zu gewinnen, die Wünsche und die Wohlfahrt des Landes weiter zu berathen. Da erschien Odilon Barrot in der Kammer und bestieg die Tribüne, um vorzutragen: daß gegenwärtig nur die Regierung der Herzogin von Orleans und des Grafen von Paris dem Blutvergießen Einhalt thun, und das Land vor der scheußlichen Geißel des Bürgerkrieges bewahren könne. Dieser Rede zollten alle Mitglieder der Kammer lauten Beifall. In diesem Augenblicke aber steckten Frauen aus dem Volke auf der Tribune die dreifarbige Fahne auf. Der ganze Halbkreis füllte sich jetzt mit Männern in Blousen, die mit Säbeln, Degen und Flinten bewaffnet waren. Unter dem Schutze dieser Männer aus dem Volke bestieg Ledru Rollin die Tribüne und begehrte unter lautem Geschrei des Volkes die Einsetzung einer provisorischen Regierung. Lamartine bestieg ebenfalls die Rednerbühne und stellte einen Antrag in gleichem Sinne. Da donnerte man heftig und wiederholt an die Thüre einer obern Tribüne, in welche eine bald noch größere Anzahl bewaffneter Männer drangen, die ihre Flinten auf die Volksvertreter anschlugen. Die Unordnung stieg auf's Höchste, und die Herzogin von Orleans, ihre Kinder und die Personen ihrer Begleitung entfernten sich sofort durch eine Thür oben an den Bänken der äußersten Linken. Herr Sauzet verließ den

Präsidentenstuhl und eine große Anzahl Deputirte entfernten sich von ihren Sitzen. Mehrere Redner bestiegen die Tribüne, konnten aber vor dem Getöse nicht zu Worten kommen. Hr. v. Lamartine machte bekannt, daß eine provisorische Regierung proclamirt werden würde. Mit lauter Stimme verlangte man die Namen, und da diese bei dem Lärmen nicht vorgelesen werden konnten, so schrieb man sie auf ein Stück Papier und reichte dieses auf dem Bajonnet einer Flinte in der Versammlung umher, später wurden sie auch noch vorgelesen. Der Tumult erreichte aber nun den höchsten Gipfel, die Deputirten waren weggegangen und das Volk und die Nationalgarde hatten den Saal inne. Hr. Ledru Rollin erhob seine Stimme und rief: „Wir sind genöthigt, die Sitzung aufzuheben, um uns zum Sitze der Regierung zu verfügen." Von allen Seiten ertönte nun der Ruf: „Zum Stadthause! Es lebe die Republik! Unter tumultuarischem Lärmen wurde die Sitzung um 4 Uhr aufgehoben, und die Menge zerstreute sich.

Die eingesetzte provisorische Regierung besteht aus folgenden Personen: Düpont, Arago, Lamartine, Cremieux, Subervic, Ledru-Rollin, Marie, Garnier-Pages und der Arbeiter Albert. Grundzüge der neuen Constitution sind: Eintritt des Volks in die Rechte seiner Souverainität, Auflösung der Pairskammer wie der Deputirtenkammer, Constituirung der Nation als Republik, Nationalgarde, wozu jeder Bürger gehört, das Recht der Wahl, absolute Preßfreiheit, das Recht der Association, Errichtung berathender Versammlungen, jeder Versuch einer Wiederherstellung der gefallenen Gewalten ist Hochverrath. —

So war denn das außerordentliche Ereigniß geschehen, auf das ganz Europa mit Staunen sah. Frankreich war Republik und der König mit seiner Familie entflohen. Wohin dieser war, wußte Anfangs Niemand. Mit welcher Angst diese Flucht stattgefunden haben mag, läßt sich denken. So

konnte sich z. B. der Herzog von Nemours nicht anders aus der Deputirtenkammer flüchten, als daß er seine Uniform abwarf, einen Ueberrock anzog, zu einem Fenster hinaussprang und längs der Seine zu Füße bis nach Neuilly lief. — Der Herzog von Montpensier, welcher die Herzogin von Orleans in die Kammer begleitet hatte, konnte nicht mehr in die Tuilerien zurück. Seine Gemahlin, die Prinzessin Louise Fernanda, die der König und die Königin bei ihrer Flucht vergessen hatten, flüchtete sich, als das Schloß erstürmt war, in das oberste Stockwerk, wo sie bis zum 25. Abends verborgen blieb. Ein Offizier der Nationalgarde fand sie hier im Bedientenzimmer, ganz bleich und entkräftet, unter den Qualen des Schreckens und des Hungers. Er suchte sie zu beruhigen, brachte ihr Erquickungen und führte sie in seine Wohnung. Unter sicherem Geleite folgte sie den übrigen Flüchtigen. —

Englische Blätter melden später, daß der Herzog von Nemours, der Herzog und die Herzogin von Sachsen-Coburg-Cohary und die Herzogin von Montpensier hier angekommen wären. Die Letztere, welche schwanger sei, wäre verkleidet aus Paris entflohen. Neuern Nachrichten zufolge soll Ludwig Philipp unter dem Titel eines Grafen in England leben, und gesonnen sein, ein Schloß in der Nähe von London anzukaufen, das er früher schon einmal vor 1830 besessen. —

Bezeichnend bleibt es, daß Louis Philipp bei seinem Sturze so wenig Sympathien fand, und daß sich Niemand erhob, zu Gunsten seiner nur irgend etwas zu thun. Alles war für die neue Umgestaltung der Dinge. Niemand dachte daran, zu polemisiren und es wurde selbst kein Versuch gemacht, die Republik zu compromittiren. Zehn bis zwölf junge Legitimisten hatten es in den ersten zwei Tagen der Republik versucht, in der Vorstadt St. Germain eine legitimistische Demonstration zu veranstalten, aber mit Hohn und Spott wurden

sie unter dem Gelächter des Volkes zurückgewiesen. Sie erschienen nämlich in schwarzem Anzuge mit weißen Cocarden und Bändern auf der Straße. Das Volk rief heiter aus: „Die Todtengräber! Die Todtengräber!" Die jungen Leute wendeten sich nun an das Volk: „Freunde! Brave Pariser! Ihr habt einen elenden Usurpator gestürzt; aber erinnert Euch an den großen König Heinrich IV. Proclamirt seinen Urenkel. Es lebe Heinrich V.!" — Aber das Volk blieb in seiner humoristischen Stimmung; von allen Seiten ertönten unter schallendem Gelächter die Zurufe: „Ach! der liebe Prinz! — Lebt er noch? — Ist er noch nicht todt? — Wie geht es ihm denn? — Erzählen sie uns doch etwas Neues von ihm. — Nun, er wird jetzt zufrieden sein. — Heinrich IV. ist todt und Heinrich V. brauchen wir nicht. Es lebe die Republik!" — Und donnernd ward von tausend Kehlen die Marseillaise angestimmt, so daß die jungen Legitimisten nicht mehr zu Worte kommen konnten und sich beschämt verloren. Die meisten Legitimisten haben übrigens die richtige Lage der Dinge begriffen, und der größte Theil der bedeutendsten unter ihnen hat sich in die Nationalgarde einschreiben lassen. — „Heinrich IV. ist todt. Heinrich V. ist unmöglich! Es lebe die Republik!" Dies ist jetzt ihr Wahlspruch. —

Welchen Fortgang und welches Gedeihen nun die, wie durch einen Zauberschlag entstandene Republik haben wird, muß die Zukunft lehren. Wir wenden uns nun vorzugsweise nach Deutschland und besprechen den

Einfluß der Pariser Revolution auf Deutschland.

Die Nachricht von dem plötzlichen Umsturze der Dinge in Frankreich verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch Deutschland

und erfüllte alle Herzen mit Erstaunen und die Höfe mit großer Besorgniß. War auch an die großartigen Veränderungen und die gewaltigen Kämpfe, die Deutschland seitdem selbst erfuhr, damals noch nicht zu denken, so fürchtete man doch allgemein, daß in dem empörten Frankreich z. B. das alte Rheingelüste gar leicht erwachen, und überhaupt ein Angriff auf Deutschland erfolgen könne. Darum war man allgemein der Ansicht, daß es nothwendig sei, sofort ein deutsches Beobachtungs-Corps am Rhein aufzustellen, und überhaupt aufmerksam, einig und wohlgerüstet zu sein. In der Bundesversammlung zu Frankfurt wurde eilends die Bewaffnung von Deutschland berathen.

Da fing sichs aber bereits an in Deutschland zu regen. Der Sturm, der in Paris tobte, hatte seine gewaltigen Schwingen auch über Deutschland gebreitet. Schon hatte man am 29. Febr. in Frankfurt revolutionaire Placate an die Mauerecken geheftet und auch dergleichen Flugschriften verbreitet. Bürgerversammlungen wurden schon hie und da gehalten, deren eine in Mannheim eine Adresse an die Kammer richtete, worin Volksbewaffnung, Preßfreiheit, Schwurgerichte und Herstellung eines deutschen Parlaments verlangt wurde. — Auch in Kurhessen, wo es schon unruhig zu werden anfing, wurde eine Petition von Hanau an den Kurfürsten abgegeben, worin Entlassung des Ministeriums, Auflösung der Kammer, Befreiung der politischen Gefangenen, Preßfreiheit, Anerkennung der Deutschkatholiken u. s. w. begehrt wurde. Bald wurde auch in Baden, nach einigen Unruhen, Preßfreiheit bewilligt, und Volksversammlungen und Geschwornengerichte zugestanden. Auch erklärte der König von Würtemberg der Bundesversammlung, daß binnen 14 Tagen in seinem Lande diejenigen zeitgemäßen Reformen eingeführt werden würden, worauf das deutsche Volk gegründete Ansprüche habe, und daß er die Erwartung hege, daß die übrigen Staaten ein Gleiches zu

thun, nicht verabsäumen würden. Jetzt machte auch die Bundesversammlung bekannt, daß es jedem deutschen Staate gestattet sei, Preßfreiheit unter gesetzlichen Garantien einzuführen. So regte es sich gewaltig in dem ganzen deutschen Vaterlande. Ueberall wurden Versammlungen gehalten und Adressen an die Landesherren erlassen, worin man mit kräftigen und bestimmten Ausdrücken zeitgemäße Reformen verlangte, und auf Entfernung mißliebiger und unpopulärer Minister antrug. Wo man von Seiten der Fürsten mit den Bewilligungen zögerte, da entstanden Aufläufe und Unruhen ernstlicher Art, wo es nicht selten schon zu Thätlichkeiten kam, und theilweise sogar Blut vergossen wurde. So kam es denn dahin, daß nach und nach in vielen deutschen Staaten zweckmäßige Reformen vorgenommen und Concessionen bewilligt wurden, nach denen man bereits länger als 30 Jahre mit gutem Rechte gestrebt. Die Zeit war da, wo das Volk zu seinem Rechte gelangen und die großen Versprechungen endlich erfüllt werden sollten, die ihm in jenen Tagen der Gefahr, wo Deutschland das französische Joch abschüttelte, gegeben wurden.

Der König von Würtemberg war der erste, der Volksbewaffnung, Preßfreiheit und Geschwornengerichte bewilligte. — In Baden wurde zu diesen Freiheiten noch Abänderung des Wahlgesetzes, freies Versammlungs- und Vereinigungsrecht, Vertretung des Volkes beim Bundestage, Gewissens und Lehrfreiheit u. s. w. zugesagt, sowie auch hier mehrere Minister abtraten.

In Kurhessen wurde dasselbe, wie in Baden bewilligt.

Der Herzog von Nassau gewährte neun Punkte, worunter außer den, unter Baden genannten hauptsächlichen, mehrere die innere Verwaltung betrafen.

In Baiern wurde Vertretung des Volkes am Bundestage und Preßfreiheit bewilligt. Die Einberufung der Stände,

Geschwornengerichte, Aenderung des Wahlgesetzes, Verantwortlichkeit der Minister, Beeidigung des Heeres auf die Verfassung u. s. w. wurde zum Theil bewilligt, zum Theil in gewisse Aussicht gestellt. Der verhaßte Minister Berks erhielt seinen Abschied.

Auch der Senat zu Frankfurt a. M. bewilligte Preßfreiheit, Glaubensfreiheit für Alle und Geschwornengerichte.

Selbst in den kleinsten Staaten Deutschlands erwachte die Freiheit und sie blieben hinter den Uebrigen nicht zurück.

In unserm Vaterlande Sachsen war es besonders Leipzig, welches den ersten Schritt zur großen Umgestaltung der Dinge machte. Hier versammelten sich am 1. März die mannhaften Vertreter der Stadt in öffentlicher Sitzung und beriethen eine Adresse an den König, worin sie Preßfreiheit und Vertretung des deutschen Volkes beim Bundestage verlangten — beides Grundbedingungen der Wohlfahrt, auf denen alles Uebrige beruht. Diese Adresse wurde dem Stadtrathe zur Mitbetheiligung vorgelegt, und dieser bewilligte nicht nur, wider alles Erwarten, die Anträge, sondern wählte auch den ersten Bürgermeister nebst zwei Stadträthen als Deputirte zur persönlichen Ueberreichung dieser Adresse an den König. Von Seiten der Stadverordneten wurde der Vorsteher, Stellvertreter und ein drittes Mitglied ernannt, welche nun unter dem Jubel des Volkes abreisten, um dem Könige durch Wort und Schrift Kunde von den Wünschen und der Stimmung der Bewohner Leipzigs zu geben.

Die Antwort des Königs, welche die ungeduldig erwartete Deputation am 3. März zurückbrachte, befriedigte die auf rasche Entscheidung gefaßte Menge nicht, wenn sie gleich keine offene Abweisung enthielt, sondern wohlwollende Gesinnungen des Monarchen aussprach. Darum begab sich schon am folgenden Tage eine zweite Deputation nach Dresden,

aber ohne ein wesentlich anderes Resultat zu erzielen. Die Stadtverordneten faßten jetzt in einer Sitzung am 4. März einstimmig den Beschluß, den König zu bitten, sich mit Männern zu umgeben, welche das unumschränkte Vertrauen des Landes besäßen. Bald darauf folgte der Rücktritt des Ministers von Falkenstein. Den 20. sollte ein außerordentlicher Landtag abgehalten, und auf demselben berathen werden, in wieweit den Wünschen des Volkes nachgegeben werden könne und solle. Er kam jedoch später nicht zu Stande. Inzwischen war jedoch Preßfreiheit bewilligt worden. Leipzig befand sich in großer Aufregung und es war auch schon zu einzelnen Aufläufen gekommen, die jedoch durch Robert Blum's kräftige Worte leicht beschwichtigt und zur Ordnung geführt wurden, ohne daß irgend Thätlichkeiten vorfielen. Doch schien man von Leipzig Schlimmes zu befürchten, denn nicht lange währte es, so hielten 6000 Mann sächsische Truppen die Pleißestadt in geringer Entfernung umstellt und an der preußisch-sächsischen Grenze sollen sogar 40,000 Mann preußisches Militair schlagfertig gewesen sein. Große Besorgnisse besonders schien das Dresdner Publikum zu hegen, als sich das Gerücht verbreitete, daß eine große Anzahl der Leipziger (4000) und sogar bewaffnet in Dresden erscheinen würden, um die allgemeine Theilnahme an den eingereichten Petitionen und Adressen zu beurkunden. Die Gefürchteten erschienen jedoch nicht. Nach dem Vorgange Leipzigs aber waren und wurden jetzt von allen Seiten Adressen und Petitionen eingereicht, nicht nur von den bedeutendern Städten Sachsens, sondern auch von kleineren Orten und selbst Dörfern.

Da erschien plötzlich zum Erstaunen Vieler die amtliche Bekanntmachung, daß von Sr. Königlichen Majestät die Staatsminister: von Könneritz, von Zeschau, von Wietersheim, von Carlowitz und von Oppell entlassen worden wären. Mit freudigem Jubel wurde das neugebildete Ministerium,

bestehend aus den Herren: Dr. Braun, Dr. v. d. Pfordten und Georgi, sowie später noch dem biedern, hochgeehrten Oberländer empfangen. Von diesen trefflichen, hochachtbaren Volksmännern läßt sich allerdings Etwas erwarten, und das von ihnen erlassene Programm an das sächsische Volk, worin sie sich bei ihrer Verwaltung über folgende Grundsätze und Maßregeln vereinigt haben, als: Beeidigung des Militairs auf die Verfassung, Aufhebung der Censur, Reform der Rechtspflege, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit mit Geschwornengericht, Reform des Wahlgesetzes, Anerkennung des Vereinsrechts, Ordnung der kirchlichen Verhältnisse, Vertretung des Volkes beim Bundestage, berechtigt allerdings zu großen und gerechten Erwartungen. Darum wurde auch die neue hoffnungsvolle Gestaltung der Dinge in Sachsen an vielen Orten namentlich in Dresden und Leipzig durch Feste und besonders durch glänzende Illuminationen gefeiert. Schade aber! daß auch die schönen Tage der erwachenden Freiheit an einigen Orten, wie namentlich in Dresden, durch nutzlosen Scandal und zwecklose Pöbelaufläufe getrübt wurden. Solche Auswüchse sind wahrhaftig zu beklagen. Zum Glück sind sie jedoch nur in geringer Anzahl dagewesen, und wir erwarten, daß sie nicht wiederkehren. Und so hoffen wir denn, daß unter der Regierung unsers allverehrten Königs, der gewiß, wie allbekannt, das Wohl seines Landes von Herzen will, und in der Umgebung solcher Männer, das Heil des Volkes erblühe.

So war denn nun in dem größten Theile von Deutschland die Morgenröthe einer bessern Zukunft aufgegangen, nur die beiden mächtigsten Staaten, Oesterreich und Preußen zögerten noch, dem jungen Tage der Freiheit die goldenen Thore zu öffnen. Aber ihre Stunde sollte auch schlagen;

denn das Rad der Zeiten hemmt man nicht, wenn es donnernd dahinrollt und alte vermorschte Säulen stürzt.

Schwer hatte Oesterreich fast ein halbes Jahrhundert unter der Politik des grauen Staatskünstler Metternich geseufzt. Auf den schönen blühenden Landen ruhte der lange, eiserne Druck, der allen geistigen Aufschwung hemmte. Die heillose Pfaffenwirthschaft und die auf's Aeußerste geknechtete Presse trugen auch das Ihrige zur Niederdrückung und geistigen Verdumpfung des Volkes bei.

Aber es erschien ein Tag, wo nach den Vorgängen in Frankreich und dem größten Theile von Deutschland, auch für Oesterreich die Morgenröthe einer bessern Zukunft anbrechen sollte. —

Die Revolution in Wien.

Es war am 13. März, als der Landtag in Wien eröffnet wurde. Mit Spannung hatte man demselben entgegengesehen, ob man auch nicht gerade Uebermäßiges erwartete, da durch eine allerhöchste Erklärung bereits bekannt war, daß eine wesentliche Umgestaltung der Staatsinstitutionen nicht beabsichtigt werde. Mit Kraft traten die Studenten auf, verfaßten eine Adresse, worin sie auf Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit u. s. w. antrugen, und drangen darauf, daß sie von dem Vorstande der Universität dem Kaiser persönlich überreicht werde. Sie wurde auch wirklich von dem Professor Hye noch am 12. März Abends dem Erzherzog Ludwig übergeben. Des andern Morgens hatten sich sämmtliche Sudirende, unter Zuziehung der Schüler des polytechnischen Instituts in der Universitätshalle versammelt, und zogen nun von hier aus unter dem Zulauf von Tausenden in das ständische Gebäude, um die Rückkunft der Landstände aus der Burg abzuwarten; dabei waren sie gesonnen, nicht



Volksbewaffnung in Paris.

von der Stelle zu weichen, bis sie Antwort erhalten hätten. Auch die Bürgerschaft hatte eine, mit mehr als 10,000 Unterschriften bedeckte Adresse an die Ständeversammlung gerichtet. Eine Deputation der Studenten wurde vor die versammelten Stände beschieden, um diesen ihre Wünsche vorzulegen. Unterdessen hatte sich der Hofraum des ständischen Hauses ganz mit Menschen gefüllt, sowie auch in der Herrengasse, auf der Freiung, dem Hofe, dem Ballplatze sich zahlreiche Versammlungen gebildet hatten, unter denen einzelne Redner auftraten, die zwar zu festem innigen Anschluß an das geliebte Kaiserhaus aufforderten, aber zugleich auch die nothwendige Reform der Staatsinstitutionen andeuteten. Unter diesen Rednern war es besonders ein junger Mediciner, Namens Böhm, der begeisterte Worte sprach und Entfernung der Jesuiten und Absetzung Metternichs beantragte.

Unterdessen kehrte die Deputation von Studenten aus dem Versammlungssaal zurück, und da die Antwort der Stände nicht befriedigend ausgefallen war, und sich in diesem Augenblick auch die Nachricht verbreitete, der erwähnte Redner Böhm sei oben eingeschlossen, so strömte Alles hinauf und es erhob sich ein furchtbarer Sturm. Thüren wurden eingeschlagen, Fenster zertrümmert, Mobilien zerschmettert und in das Klirren, Krachen und Prasseln der Zerstörung mischte sich das Geschrei der tobenden Menge. Da trat Graf Colloredo hervor und hielt eine Anrede an die wüthende Menge, worin er zusicherte, daß sofort eine Deputation der Stände an den Kaiser entsendet werden sollte, um ihm die Wünsche des Volkes vorzutragen. Die Versammlung möge daher in Geduld den kommenden Tag erwarten. Trotzdem dauerte der Lärm fort. Tische, Stühle, Bücher, Kisten, Alles flog zum Fenster heraus. Da rückte Mittags 12 Uhr Militair an und faßte an den Thoren des Landhauses Posto. Aber das Volk strömte von Minute zu Minute stärker heran. Bald war

auch die ganze Burg auf dem Glacis, sowie auf der Stadtseite (Ballplatz, Herrengasse, Schauflergasse) mit Militair vollgepfropft, Bajonnet an Bajonnet, Alles scharf geladen. Jetzt kam auch Erzherzog Albrecht angesprengt und rief, nur eine halbe Stunde sollten sie noch warten, es werde Alles bewilligt werden. Die Frist wurde ihm zugestanden, doch nach Ablauf derselben Revolution angesagt. Zwei Spizeln (geheime Polizei), die einen der ersten Sprecher, der eine famose Rede von einem Baume, den er erklettert, herunter hielt, arretiren wollten, wurden unter allgemeinem Bravo halb erschlagen. Einen andern Redner nahm man auf die Schultern und trug ihn im Triumphe nach der kaiserlichen Burg und zum Reichskanzleigebäude. Jetzt wurden auch die Kaufläden geschlossen, der Kohlmarkt, Graben, Stephansplatz, die Herrengasse, Alles gesperrt. Während die letztere Straße gesperrt wurde, zog ein Trupp von etwa 1000 jungen Leuten, meist Studirenden, unter Anführung eines jungen Mannes durch dieselbe. Der Anführer gab das Motto: Es lebe die akademische Freiheit, es lebe der Fortschritt, fort mit der Censur! u. s. w., welches der ganze Trupp mit Hurrah beantwortete. Der Fürst von Metternich soll sich am Fenster gezeigt und oft herausgesehen haben. Ein Student hielt vor seinen Fenstern eine Rede an das Volk. Nun waren auch die Hauptthore der Stadt gesperrt worden. Immer neue Militairmassen rückten herbei, und einzelne Plätze, wie auch die Basteien waren mit Kanonen besetzt. Soldaten und Volk standen einander drohend gegenüber. Alles war im vollsten Aufruhr. Laut verlangte man Preßfreiheit, freie Constitution und Entfernung des Fürsten v. Metternich. Ueberall auf den Plätzen um das Landhaus wurden die freisinnigsten Reden gehalten, welche einen unbeschreiblichen Eindruck auf das Volk machten, weil es eine solche Sprache noch nie öffentlich vernommen hatte.

Gegen 3 Uhr war beinahe die ganze Garnison aus den Kasernen in die Stadt gerückt. Ueberall blitzten Gewehre; Feuerschlünde, Tod und Verderben drohend, hatten ihre Mündung nach der Menge des Volks gerichtet. Da wurden von einem im Bau begriffenen Hause Ziegelsteine auf die vorbeiziehenden Soldalten geschleudert. Sofort erhielt das Militair Befehl zum Feuern. Mehrere stürzten todt, oder verwundet nieder. Das war die Losung für die Massen. Mit der höchsten Wuth und Erbitterung stürzten sie sich auf das bürgerliche Zeughaus los, um sich zu bewaffnen. Mit Kolben und Bajonetten wurden sie empfangen und auf sie eingehauen. Es gab Todte und Verwundete. Einem alten Manne mit ganz weißen Haaren, der mit vorgedrängt worden war, wurde der Kopf durch und durch gespalten. — Darauf errichtete man eine Barricade nach dem Judenplatze hin an der Ecke und suchte einiges Wurfgeschoß auf der Erde, da Baumaterial dalag. Da rückten Grenadiere an — drei Schläge auf die Trommel — und der Donner der Gewehre in drei Salven nach einander trug Tod und Verderben in den Menschenknäuel. Ebenso brachen die Kürassiere in die Reihen und hieben nach allen Seiten furchtbar ein. Abermals ertönt Gewehrfeuer, aber der Aufruhr wiederholte sich aufs neue und geht zur Zerstörung von Gebäuden über, namentlich am hohen Markt und in der Herrengasse. Die Schilderhäuser wurden niedergeworfen und die Ankündigungstafeln herausgerissen. Auch die Laternenpfähle werden umgebrochen und die Gasröhren zerstört. Der Pöbel zertrümmerte namentlich an den kaiserlichen Gebäuden, was zu zertrümmern ging. Im Laurenzergebäude, wo die Censur war, am Polizeihause, am hohen Markte warf man im Nu die Fenster ein, zerbrach die Eisenstäbe an den Fenstern und warf von letzterm Gebäude die Statue der Justitia herunter So dauerte der Tumult fort. Kampf überall. Auf dem Michaelsplatze, am Eingange in

die Burg, wo die Grenadiere postirt waren, rannte man einem Kaufmanne das Bajonnet in den Leib, weil die, welche hinter ihm standen, stark schrieen. Später wurde noch auf einen Trupp Bürger geschossen, weil einige Buben lärmten und angeheftete Placate abrissen. Früher schon erschien Erzherzog Albrecht, der bisherige Commandant von Wien in der Mitte des Volkes, und soll da die gemessensten Befehle zum Angriffe Seitens der Truppen gegeben haben. Die Erbitterung stieg dadurch aufs Höchste und wo er sich nach dem Feuern noch blicken ließ, da wurde er von dem wüthenden Volkshaufen beschimpft und selbst Steine und Holzstücken wurden nach ihm geschleudert. In Folge dessen trat er vom Commando zurück, das Windischgräz an seiner Stelle übernahm, aber er konnte sich nur eine kurze Zeit behaupten, weil sein entschiedenes, militairisches Auftreten die Wuth des Volkes nur noch mehr entflammte.

So war der Abend hereingebrochen, aber die Aufregung dauerte fort. Selbst in den Straßen der Vorstadt ertönte jetzt die Trommel und bewaffnete Bürger rückten überall aus und wurden jubelnd begrüßt. Die ganze Bevölkerung der Stadt und der Vorstädte erhob sich und der Aufruhr war unbeschreiblich. Wilde Rotten durchstürmten die Straßen, schreiend und heulend, zertrümmerten Fenster und Thüren, drangen in die Gast- und Kaffeehäuser ein und begannen das Werk der Zerstörung. Von Stunde zu Stunde erneuerte und vermehrte sich das Getümmel. Es war eine furchtbare Nacht.

In einem Berichte heißt es vom 13. März Abends: „Der heutige Aufstand des Volkes hat in diesem Augenblicke bereits eine sieggekrönte Höhe erreicht. Dreißigtausend Bürger incl. der Studirenden, sowie viele ungarische Studenten, Letztere in ihrer Nationaltracht, sind in diesem Augenblicke Herren der Stadt. Die aus 10,000 Mann be-

stehende Besatzung hat, theilweise vom Volke gezwungen, theilweise auf höheren Befehl, die Stadt geräumt. Nur eine sehr geringe Abtheilung hält noch die kaiserliche Hofburg besetzt. Das im Aufstande zunächst gestellte Verlangen der Bürger war: Fürst v. Metternich solle sofort entlassen werden, widrigenfalls werde man es mit Gewalt erzwingen. Später forderte man, daß sich kein Soldat mehr in dem gegenwärtigen Augenblicke zu irgend einer Dienstleistung in der Stadt sehen lasse, wenn das Militair nicht der Vernichtung preisgegeben werden solle. Weiter forderte man vollständige Preßfreihet, Volksbewaffnung, Ausweisung der Jesuiten u. s. w."

Noch denselben Abend wurde verkündet, daß Fürst Metternich sein Amt niedergelegt habe. Ebenso wurde bekannt gemacht, daß der Kaiser befohlen habe, das bürgerliche Zeughaus zu öffnen, und daß sich die Bürger, mit Ausnahme der Ausländer, bewaffnen sollten, um für die Ruhe und Sicherheit der Stadt Sorge zu tragen. Das beschwichtigte den Sturm und es kam zu keinen weiteren Thätlichkeiten mehr.

Die Zahl der bei den Kämpfen Verwundeten und Getödteten war nicht gering.

Vom 14. März meldet man aus Wien: Der bewaffnete Volkshaufe zählt wohl gegen 50,000 Köpfe. Man sieht kein Militair mehr auf den Straßen; das Volk hält alle öffentliche Posten besetzt. Die Erzherzöge, Ludwig, Wilhelm und Albert haben resignirt und die gestrigen Wünsche des Volkes sind erfüllt worden. Noch ist aber das Volk nicht befriedigt; es verlangt stürmisch verantwortliche Minister und will die Waffen nicht eher niederlegen, bevor nicht auch dieser Wunsch erfüllt ist. Eine Resolution der Art ist bis jetzt von der höchsten Stelle noch nicht erfolgt. Ungarn sind in großer Menge hier anwesend, be-

waffnet und in Nationaltracht. Ihr Ruf ist: „Wir sind zwar Ungarn, es handelt sich jedoch jetzt um Oesterreich, ihr haltet euch brav, und deswegen wollen wir euch helfen.“ Allgemein ertönt der Ruf: „Fort, fort mit den Russen, nur keine Russen mehr!“ —

Zu fürchterlichen Excessen kam es innerhalb dieser Tage in den Vorstädten, an den äußeren Thoren und in einigen Ortschaften der Umgebung Wiens. In einem Berichte heißt es: Gestern Abend, wo man alle Zollhäuser an den Linien (äußeren Thoren und Barrieren) angezündet, schossen mehrere Finanzwachen auf das Volk, wurden aber überwältigt und sogleich lebendig ins Feuer geworfen.

Wenn auch das Letztere jedenfalls übertrieben ist, so weiß man doch, daß die entfesselte Hyder der Empörung auch zu Greuelthaten fähig ist, die einem das Haar sträuben machen. Besonders wurden die Mauth- und Zollgebäude der Maria-Hilf- und Taborlinie erstürmt, angezündet und auf eine greuliche Weise verwüstet. Tausende von Menschen boten sich hier die Hand, um das Werk der Zerstörung zu vollenden, und das, was von der grimmigen Flamme noch verschont war, vollends dem Untergange zu weihen. Die entfesselte Wuth der tobenden Menge kannte hier im Vernichten keine Grenzen. In einem Berichte heißt es: An den Linien ging es schauderhaft her. Fabriken wurden zerstört, die Vorräthe verbrannt; die Druckfabrik von Spitzer ist von einer Horde betrunkener Drucker zerstört worden, das Feueranlegen gelang ihnen aber nicht. Raub und Mord wütheten. — Soeben heißt es, Mödling brenne. Jäger und bewaffnete Studenten ziehen hinaus. Das Raubgesindel wird zusammen geschossen. Außerhalb der Stadt gab es auch in den nächsten Tagen noch Raub, Mord, Brandstiftung und Plünderung überall. Nationalgarde und Militair hatten vollauf zu thun, um Ruhe und Ordnung

nur einigermaßen zu erhalten und solche Auswüchse, jedem ehrliebenden Herzen ein Greuel, zu beseitigen. Hunderte von Verhaftungen unter den niedrigsten Volksklassen fanden statt, und Verwundete und Todte gab es überall. Der Pöbel, der vom langen Drucke niedergehalten, den Begriff der Freiheit nicht zu fassen vermochte, benutzte hier die Zeit der Erhebung zu Raub und Plünderung.

In die plötzliche Freiheit konnten sich sehr viele nicht finden. So konnten die Bauern gar nicht begreifen, daß sie jetzt bei den Linien mit ihren Produkten frei hereinfahren dürften, und nicht mehr von den Zöllnern gequält und gebrandschatzt werden sollten. Ein Weinbauer meinte sogar, das sei nur eine Falle, und glaubte nicht eher, bis er durch eine Tracht Prügel mit seinem Fuhrwerk in die Stadt hineingetrieben wurde. —

Die größte Wuth des Volkes von ganz Wien war gegen Metternich gerichtet. Sein Palais innerhalb der Stadt erlitt zwar keine Beschädigung, aber das Volk hatte vor demselben einen Galgen aufgerichtet und daran das Bildniß des Fürsten gehängt. Den ganzen Tag über währete dieses Schauspiel, zum allgemeinen Jubel der Menge, und die Behörde wagte es nicht, den Galgen mit dem Bilde zu entfernen. Auch an andern Orten der Stadt hatte man Galgen errichtet mit dem Bildnisse Metternichs. An dem Thore des Landhauses, wo Blutspuren sichtbar waren, stand mit Kreide geschrieben: Das Alles haben wir Metternich zu verdanken. Seine schöne und reiche Villa wurde am Rennweg wurde von Grund aus verwüstet, wobei besonders Frauen aus der niedrigsten Volksclasse thätig waren.

Wohin sich Metternich geflüchtet, wußte Niemand. Ueber seine Entsagung heißt es in einem Berichte:

Die ersten Bürger Wiens drängten sich durch die Militairreihen der Hofburg, stürmten zum Kaiser und öffneten

die Thüren mit Gewalt, da man ihnen den Eintritt ins Kabinet des Kaisers verweigerte, und schilderten die entsetzliche Gefahr, die allen Menschen drohe, wenn man nicht die Bürger handeln lasse und nicht das Militair augenblicklich zurückziehe. Der brave Erzherzog Johann sagte zu den Hereinstürmenden: Sagt dem Kaiser, wie es zugeht, sagt ihm, was ihr verlangt. Die Bürger riefen: Der Staatskanzler, Fürst Metternich muß abtreten, Millionen verlangen es! Metternich an der Seite des Kaisers stehend, entgegnete: Seit 50 Jahren leite ich das Wohl des Kaiserhauses, ich trete nicht ab! Der Erzherzog Johann und die Bürger entgegneten: Blut ist geflossen! Sie müssen unverzüglich abtreten! Treten Sie ab! Metternich erwiderte: Nun — so sei es! und entfernte sich. — —

Einem Ehrenmanne, dessen entschlossenes Benehmen jedenfalls großes Unglück verhütete, setzt die Wiener Zeitung ein Denkmal mit folgenden Worten:

Der Ehrenmann, welcher in den verhängnißvollen Tagen großes Blutvergießen hinderte, indem er erst dem Commando, aus dem vor dem innern Burgthore gegen den Kohlmarkt gerichteten Kanonen Feuer zu geben, zweimal den Gehorsam verweigerte, hierauf aber sich selbst vor die Mündung der Kanone stellte und erklärte, das erste Opfer des Schusses zu werden, dessen Folgen, wäre er gefallen, unabsehbar gewesen sein würden, ist der Oberfeuerwerker Pollet. Sein Name wird mit der Geschichte unserer drei Tage unauflösbar verbunden sein. —

Die beiden stürmevollen Tage des 13. und 14. März waren vergangen. Man hatte Metternichs Abdankung, Aufhebung der Censur und Errichtung der Nationalgarde erlangt, aber, man traute noch nicht recht. Darum herrschte überall eine dumpfe Schwüle, kein Gewölbe war offen, und Alles auf den Straßen in Waffen. Der 15. März erst sollte ein

genügendes Resultat herbeiführen. Bisher hatte es nur Unterhandlungen, Versprechungen und ungenügende Zusagen gegeben. Die Haltung der Bevölkerung war trefflich zu nennen. Man wußte, was man wollte, forderte nicht zu viel, verlangte aber unwiderrufliche Zusagen. Der Kaiser mit seinem Neffen Karl zeigte sich dem Volke in einem Wagen, nur von Studenten umgeben. Auf allen Plätzen der Stadt gab es Volksredner von Hunderten von Zuhörern umgeben. Von der Preßfreiheit war bereits Gebrauch gemacht worden und in einer erschienenen Flugschrift hieß es: Hütet Euch vor den Feinden des Volks, laßt Euch von denselben nicht zu communistischen Tendenzen mißbrauchen, aber erkennt auch Eure Rechte, erkennt den errungenen Moment, der sonst in einem Jahrhundert nicht wiederkehren dürfte. Erringet Euch Volksbewaffnung, Preßfreiheit, vollständige Religionsfreiheit, Verantwortlichkeit der Minister, Verrechnung der Steuern u. s. w.

Da erschien Abends um 5 Uhr die Bekanntmachung, daß der Kaiser zum Behufe einer zu gewährenden **Constitution** das Nöthige verfügt habe.

Als dieser Entschluß des Kaisers den allenthalben versammelten Nationalgarden und bald darauf auch durch Herolde dem Publikum bekannt gemacht wurde, brach Alles in einen unbeschreiblichen Jubel aus, der nicht eher endete, als bis sämmtliche Nationalgarden, die vom Graben über den Kohlmarkt defilirten, vorüber gezogen waren. Heil dem Kaiser! Heil dem Vaterlande! Es lebe die Constitution! ertönte es allenthalben. Abens von 8 bis 10 Uhr bewegten sich Fackelzüge unter unaufhörlichem Jubel des Volkes durch die Stadt, bei welchen das Bild des Kaisers vorangetragen wurde. Die ganze Stadt war auf's Glänzendste erleuchtet. Schon des Vormittags, als der Kaiser in Begleitung seines Bruders, des Erzherzogs Franz Karl und dessen ältesten Sohnes, Erzherzog Franz Joseph, in einem offenen Wagen durch die Stadt

fuhr, und durch dieses edle Vertrauen bewies, daß er sich in der Mitte seiner Unterthanen für sicher halte, war er auf allen Plätzen und in allen Straßen von dem freudetrunkenen Volke empfangen worden. Am Graben wollte das Volk sogar die Pferde vom Wagen des Kaisers spannen, welches er jedoch nicht gestattete. Mit eben solchem Jubel war der Erzherzog Stephan, Palatinus von Ungarn, der aus Presburg hier eingetroffen, empfangen worden.

Geich nach der Bekanntmachung der Constitution verfügten sich zahlreiche Deputationen aus allen Ständeklassen in die Hofburg, um dem Kaiser ihren tiefgefühltesten Dank auszudrücken. Dieser erschien, umgeben von mehreren Mitgliedern der kaiserlichen Familie auf dem Balcon der Hofbibliothek am Josephplatz, und wurde von den daselbst aufgestellten Schaaren der Nationalgarde und der versammelten Volksmenge mit einem tausendstimmigen Lebehoch begrüßt. Der Jubel wollte gar nicht enden. Zuletzt wurde die Volkshymne angestimmt, deren Töne wohl noch nie eine so schöne Feier verherrlicht hatten. Alle waren von der tiefen Bedeutung des Augenblicks innigst ergriffen und von Thränen der Rührung war manches Auge feucht. Fahnen und Tücher wehten aus allen Fenstern und die jubelnde Menge durchzog die Straßen unter beständigem Vivatrufen und Absingen der Volkshymne. In allen Wirthshäusern war die ganze Nacht die beispielloseste Bewegung, jedoch ohne alle Störung. Freiheitsreden wurden hier und dort von den Tischen herab gehalten und Jeder lauschte den Worten des entfesselten Mundes.

Der folgende Tag, der 16. März, verging in gleichem Jubel. Des Mittags fuhr der Kaiser in Begleitung des Erzherzog Leopold durch die Stadt. Eine unermeßliche, bänder- und cocardengeschmückte Menge bewegte sich um den Wagen auf Straßen und Plätzen. Alle Fenster und Balcone waren von Frauen und Mädchen besetzt, Tücher wehten

und Fahnen flatterten und der kaiserliche Wagen wurde unter tausendstimmigem Jubelrufe mit Blumen und Bändern überstreut.

Des Abends fand ein glänzender Fackelzug statt, woran sämmtliche Studirende und Tausende von Menschen Theil nahmen.

Am 17. März fand das feierliche Leichenbegängniß der 39 in dem Kampfe für die Güter einer neuern Zeit Gefallenen in so pompöser Weise statt, wie wohl Wien noch nie einen Trauerzug gesehen hat. Er dauerte über zwei Stunden. Die Tausende des Bürgermilitairs und der Nationalgarde führten über hundert Fahnen mit verschiedenen Aufschriften; am Grabe wurden rührende und begeisterte Reden gehalten. Von den 39 Gebliebenen sind 16 mit der Waffe in der Hand, als Märtyrer der Freiheit gefallen. Auch zwei Israeliten waren unter diesen, die auf ausdrücklichen Wunsch der christlichen Mitbürger brüderlich mit ihren Mitkämpfern bestattet wurden, und denen der gefeierte jüdische Kanzelredner Dr. Mannheimer auf dem christlichen Gottesacker eine erschütternde Leichenrede hielt.

Die niederösterreichischen Landstände haben eine ergiebige Sammlung für die Angehörigen der Gebliebenen eingeleitet. —

So waren denn die großen Tage mit ihren ungeheuren Ereignissen vorüber. Auch Oesterreich, das lang gedrückte und geknechtete Oesterreich hatte seine Tage der Wiedergeburt gefeiert. —

Nach und nach beruhigte sich nun der Sturm und endlich kehrte Alles wieder in das gewohnte Gleis und zu den gewöhnlichen Geschäften zurück.

Die Wiener Revolution aber hatte überall auswärts die größte Sensation erregt. In Frankreich wurde die Nachricht mit einem ungeheuern Jubel aufgenommen. Ein Club

der deutschen Demokraten beschloß sogleich die Nachricht in ganz Paris zu verkünden. In einem langen Zuge, dem bald eine unermeßliche Volksmenge folgte, ging es durch die Stadt. Eine riesige dreifarbige Fahne mit der Inschrift: Revolution in Wien den 13. März. Metternich verjagt, die Tyrannei gestürzt. — Der Jubel war grenzenlos. Alle 500 Schritte mußte Halt gemacht und die Nachricht von Wien vorgelesen werden. Man wollte kaum seinen Ohren trauen und auf die Versicherung, daß die Nachricht officiell sei, stürzten die begeisterten Franzosen einander in die Arme und riefen mit donnernder Stimme: Es lebe Deutschland! Es lebe die Freiheit! Es lebe Oesterreich! —

Einen ungeheuern Jubel verursachte die Nachricht von den Wiener Ereignissen auch in Rom, wo man sich sogar zu einem völkerwiderrechtlichen Acte hinreißen ließ, der nur zu beklagen ist. Eine außerordentliche Menge jubelnder Menschen hatte sich hier am 21. März auf Straßen und öffentlichen Plätzen versammelt. Aus den Fenstern des Corso hingen festliche Teppiche, wehten dreifarbige Fahnen und überall hörte man Freudenschüsse auf den Straßen, aus den Häusern, in jedem Gäßchen. Da drang ein mächtiger Haufe nach dem Hotel der österreichischen Gesandtschaft. Man verlangte von dem Gesandten, er solle das kaiserliche Wappen einziehen. Der Gesandte bedeutete die Menge, daß er dieß nur auf Befehl seiner Regierung thun dürfe. Da wurden schnell zwei Bauleitern herbeigeschleppt und ob auch die ganz in der Nähe stationirte Abtheilung der Bürgergarde Einhalt thun wollte — bald standen mehrere wohlgekleidete Männer oben, lösten das Wappenschild ab, warfen es hinunter, und der Haufe, der keineswegs nur aus Personen der untersten Classe bestand, trat es mit Füßen, tanzte und sprang darauf herum. Nun hieß es: Verbrennt es, verbrennt es! Der ganze Haufe lärmte den Corso hinunter; die römischen Da-

men und die adeligen Herren auf den Balcons klatschten Beifall und wehten mit den Tüchern. Auf einem öffentlichen Platze ging das Schild endlich in Feuer auf. Breter, Holzblöcke, Stöcke wurden herbeigeholt, einige Personen bemächtigten sich eines Wagens mit Reisern, und die Menge tanzte jubelnd um die Flamme herum und Jeder warf ein Stückchen Holz ins Feuer, um Theil an dem Werke der Verbrennung zu haben. Es dauerte nicht lange, so wurde auch das zweite Schild der Gesandtschaft, an den Schweif eines Esels gebunden, herbeigeschleppt, auf alle Weise verunglimpft und endlich verbrannt.

Die mit vollem Recht erbitterte Gesandtschaft hat eklatante Genugthuung verlangt.

Von Preßburg aus heißt es unterm 15. März: Die großen Ereignisse in Wien haben auch hier einen unerwarteten Umschwung bewirkt. Gestern um 3 Uhr Nachmittags hielten beide Tafeln zugleich Sitzung. Seit der weltbekannten Scene unter Maria Theresia hat in dem Landhause keine solche Begeisterung geherrscht, als da, wo der Erzherzog Palatin in herzergreifender Rede die Magnatentafel ersuchte, sich der Ständetafel anzuschließen, mit ihr Hand in Hand zu gehen und die Adresse der letzteren Tafel an den König nicht nur vollständig anzunehmen, sondern selbst auch zu erweitern. Die Magnaten zogen in höchster Begeisterung ihre Schwerter, sprangen auf die Tische und unter donnerndem Eljen! (er lebe!) und dem Geklirr der Schwerter entlud sich ein Strom der begeistertsten Liebe für den König und sein erlauchtes Haus.

gewiesen, und es hieß: „zwischen Mich und mein Volk soll sich kein beschriebenes Blatt Papier drängen.“ —

Ein solcher Zustand konnte aber für die Länge der Zeit nicht dauernd sein. Wo das Rad der Zeit donnernd vorwärts rollte und Alles mit sich fort riß, da mußte es auch, wo ihm solche Rückwärtsbestrebungen Hindernisse in den Weg legten, irgend einmal zermalmend und zerstörend einwirken. Und es geschah.

Bereits waren die riesigen Ereignisse in Frankreich mit ihren ungeheuern Folgen, bereits die außerordentlichen Vorgänge und Umwälzungen in dem größten Theile von Deutschland, besonders auch in Oesterreich, vorüber, da schlug auch für Preußen die große Stunde der Weltenuhr.

Schon hatten sich in verschiedenen Theilen des Staates, namentlich in den Rheinprovinzen, ernstliche Ereignisse vorbereitet. In der Provinz Sachsen hatte der religiöse Druck, welchen die preußische Regierung ausübte, allgemeine Mißstimmung erregt, und in Schlesien trieb die Nahrungslosigkeit und die dadurch entstandene Hungersnoth zum Aeußersten, dazu kam hier ebenfalls eine Mißstimmung, die ihren Grund in früheren Handlungsweisen der Regierung hatte.

Darum wurden schon vor dem 12. März in verschiedenen Orten des Landes Petitionen und Adressen verfaßt und an den König abgesendet. Das war besonders auch in Berlin der Fall, wo eine Volksversammlung, bestehend aus Studenten, Kaufleuten, Handwerkern u. s. w., etwa 400 an der Zahl, in einem Thiergartenzelt abgehalten und eine Adresse berathen wurde. Doch ging noch Alles ruhig dabei ab. Aber schon fingen einzelne Arbeiterunruhen an bedenklich zu werden. Auch hatte man bereits einige Maueranschläge an den Kasernen bemerkt, worin das Militair aufgefordert wurde, nicht gegen die Bürger die Waffen zu führen, wenn sich eine Gelegenheit darbieten sollte.



Ueberreichung der Adresse an die Ständekammer in Wien.

Von Seiten der Behörde war man sehr auf der Hut, und Militair, wie grobes Geschütz stand auch des Nachts bereit, um sofort ausrücken zu können.

Unterm 12. März wurde den Besitzern von Conditoreien und andern öffentlichen Localen streng verboten, weder politische Gesellschaften zu dulden, noch Adressen zur Unterzeichnung auslegen zu lassen.

Den 13. März kam es zu ernsten Unruhen, wo schon theilweise Blut vergossen wurde. Man versuchte nämlich Abends gegen 6 Uhr in der Gegend der Thiergartenzelte eine größere Volksversammlung abzuhalten. Durch ein ungestümes Drängen, Treiben und Tumultuiren der Menge auf verschiedenen Plätzen des Thiergartens fühlte sich das Militair veranlaßt, einzuschreiten und die Volkshaufen nach der Stadt zurück zu drängen. Mit dem Beginn der Dunkelheit versammelten sich abermals große Schaaren in der Nähe des Schlosses und auf Straßen und Plätzen. Hier, wie auch an einigen Stellen unter den Linden kam es zu einem scharfen Einhauen des Militairs auf die Volksmassen, wobei eine Menge Verwundungen vorkamen, und wobei auch unschuldige, namhafte Personen verletzt wurden, die zufällig in das Gedränge gerathen waren. Die in Bewegung gerathene Volksmasse konnte etwa 4000 Mann betragen.

In der Grünstraße kam es sogar zu einem Versuch, Barricaden zu errichten, wozu Baumaterialien, die in der Nähe waren, benutzt wurden. In der Jägerstraße wurde ein Angriff auf einen Waffenladen versucht, mit dessen Inhalt sich ein Volkshaufen streitfertig machen wollte, es kam aber nur zu einem Einwerfen der Fenster. Das königliche Schloß und die inneren Räume des Zeughauses waren von starken Militairabtheilungen besetzt, wie auch in der königlichen Bank 150 Mann Soldaten postirt waren.

Das Eingreifen des Militairs bei diesem Auflaufe war

ein Fehler, denn es wäre schwerlich zu Excessen gekommen, da sich die Massen des Volks absichtslos und ohne weitere Pläne auf den Gassen und Plätzen bewegten. Allein, man mochte von Seiten der Regierung besorgt sein, was sich schon aus den starken, vorhin erwähnten Besatzungen ergiebt. — Die Ruhe war übrigens bald wieder hergestellt, doch war man fürchterlich erbittert auf das Militair, das so ohne Schonung gehandelt hatte. —

Den folgenden Abend (den 14. März) gab es neue und schon ernstere Unruhen. Schon den ganzen Tag strömten Volkshaufen durch die Straßen, und ob auch die Polizei umfassende Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ordnung getroffen, und von Abends 6 Uhr an starke Cavaleriepatrouillen die Straßen durchzogen, so sammelten sich doch mit einbrechender Dunkelheit zahlreiche Volkshaufen in der Nähe des Schlosses. Durch das Militair von hier verdrängt, zogen sie sich in die Fischer- und Gertraudtenstraße, sowie in die Spreegasse zurück, wo zwei Brücken aufgezogen und auch Versuche zur Verrammlung der Straßen gemacht wurden. Das Militair zog jedoch nach, und da es mit Steinwürfen empfangen, und überhaupt der beständigen Neckereien und Herausforderungen müde war, so hieb es gewaltig in die Massen ein, wodurch aufs Neue wieder zahlreiche Verwundungen stattfanden. — So wurde die Ruhe wieder hergestellt.

Schon in den Vormittagsstunden des folgenden Tages (15. März) setzten sich Infanteriepatrouillen in Bewegung, denn die Aufläufe schienen nun eine bedenkliche Wendung zu nehmen und nicht mehr frei von politischen Anflügen zu sein. Ueber die rücksichtslose Anwendung der Waffengewalt war die Bürgerschaft in großer Aufregung, und hatte sich bereits in mehreren Deputationen an den neuen Commandanten der Stadt, General v. Pfuel, und an den Minister v. Bodelschwingh gewendet. Es wurden beruhigende Zusicherungen

gegeben, jedoch unter dem Vorbehalte, daß das Volk in den auf den Abend jedenfalls wieder stattfindenden Aufläufen sich nicht angreifend verhalten würde. Der Abend brachte jedoch sehr ernste Collisionen, die sich dieses Mal vornehmlich auf dem Schloßplatze und in einigen angrenzenden Straßen bis zum Dönhofsplatze hin zusammendrängten und mit den üblichen Neckereien drängender Volkshaufen gegen das aufgestellte Militair begannen.

General v. Pfuel redete die tumultuirende Menge wiederholt an und suchte sie zu einem bestimmten Aussprechen ihrer Absichten und Wünsche zu bewegen, worauf aber nur ein wildes Toben und Drängen der Volksmassen erfolgte.

Darauf wurde Befehl zu scharfem Einhauen der Cavalerie gegeben, sowie auch mehrfach von Seiten des Militairs auf die Volkshaufen geschossen wurde. Ein wahres Gemetzel entstand in der Spreegasse, in welche blindlings hineingeschossen und geschlagen wurde. Die erbitterte Menge that auch das ihrige und es wurden zum Theil schon aus den Fenstern der Häuser Steine, Flaschen und Holzstücke auf das Militair herabgeschleudert. Die Zahl der Verwundeten war nicht unbedeutend, sowohl auf Seiten des Militairs, wie der Volksmenge, unter der auch viele namhafte Leute der Stadt zu Schaden kamen, die in das Gedränge gerathen waren, und die nun in der Masse mit fortgerissen wurden. Ein Greis mit eisgrauen Haaren, der nach einem Hause hatte eilen wollen, wo seine Enkel in Todesangst schwebten, gerieth auch in die wogende Volksmasse, wurde von derselben fortgerissen, kam zum Fallen und wurde nun fast buchstäblich zertreten. Die Menge eilte über ihn hin, an ein Aufstehen war nicht mehr zu denken. Dergleichen Schauerscenen kamen viele vor.

Der König, der den vorigen Abend nach Potsdam

gefahren war, um dort mehrere Tage zu verweilen, kehrte auf die Nachricht der erneuten Ruhestörungen eiligst zurück.

Die Besorgniß war allgemein.

Das Militair rüstete sich mit Macht, um den Aufstand niederzukämpfen. Schon beim ersten Schuß in der Brüderstraße wurde Befehl zum Anrücken der Artillerie gegeben, und es erschienen alsobald eine reitende und eine Fußbatterie, welche sich vor dem Schlosse aufstellten.

Auch das Volk rüstete sich zur Vertheidigung.

Auf einzelnen Punkten waren Barricaden errichtet worden. Da es an Waffen fehlte, so wußte man sich solche mit Gewalt zu verschaffen. Einige Gewehrläden wurden erstürmt, die Waffen mit Gewalt weggenommen und Jeder suchte sich nun zu bewaffnen, so gut er konnte. Auch hatte eine Demolirung und Austreibung des Wachtpostens im Kölnischen Rathhausgebäude bereits stattgefunden. Zu andern Excessen und namentlich zu Angriffen auf fremdes Eigenthum, die bei solchen Gelegenheiten selten fehlen, war es jedoch sonst nirgends gekommen. Jedoch wurden hier und da in den Straßen, auch fern vom eigentlichen Schauplatze der Unruhen, einige höhere Militairpersonen vom Volke angegriffen und gemißhandelt. Die eingegangenen Nachrichten aus Wien, die sich überall, selbst mitten in den größeren Volkshaufen verbreiteten, übten eine bedeutende und unverkennbare Wirkung auf die Stimmung aus, schienen aber auch zur Schärfung der ergriffenen Maßregeln beigetragen zu haben.

Bisher war von Seiten der Bürgerschaft wenig oder nichts gethan worden, um die öffentliche Ruhe und Ordnung wieder herzustellen und den Straßenauflauf, der sich durch das voreilige Einschreiten des Militairs zum Crawall gesteigert hatte, zu dämpfen. Zwar hatten die Stadtverordneten schon den Tag zuvor in einer geheimen Sitzung den

Zustand der Stadt und die Organisation einer Bürgerbewaffnung berathen, aber ein eigentliches Resultat war nicht erzielt worden. Auch heut versammelten sie sich schon früh wieder zu einer öffentlichen Sitzung, in welcher man endlich nach langen und breiten Debatten bei der Erweiterung sogenannter Schutzkommissionen für den gegenwärtigen Augenblick stehen blieb. Das war eine sehr einfältige, nutzlose Maßregel, denn man hatte bereits gesehen, daß diese Einrichtung sehr unwirksam gewesen war. Schon den vorigen Abend waren solche Schutzkommissionen, die auf friedliche Beschwichtigung der Gemüther wirken sollten, in voller Thätigkeit gesehn worden, aber ihr Einfluß war spurlos und von der tobenden Menge überflutet worden. Für den heutigen besorgnißschweren Abend nun sollte ihre Anzahl bis auf 1200 Mann erhöht werden. Statt der Bewaffnung mit weißen Stäben in den Händen, sollten nun diese Friedensboten Ruhe und Ordnung predigen. Eine lächerliche Maßregel in solcher Zeit. Daß es Prediger in der Wüste seien, die vergebens tauben Ohren predigen würden, sah Jeder ein. Darum fand am Abend eine Bürgerversammlung unter der Leitung einiger Bezirksvorsteher statt, in welcher mit Rücksicht auf den dringenden Augenblick über die Mittel und Wege zur freien Organisirung einer Bürgergarde berathen wurde. Die Behörde aber war, nach alter Weise, diesen vernünftigen Absichten zur Zeit noch nicht geneigt. Ebenso erhielt eine Deputation der Studirenden, die ein gleiches Gesuch an den Stadtkommandanten richtete, und sich zu einem eigenen bewaffneten Corps formiren wollte, abschlägliche Antwort. Es blieb also bei den Schutzkommissionen, deren Aufgabe es war, das Einschreiten des Militairs auf den äußersten Nothfall zu beschränken, und dasselbe erst dann eintreten zu lassen, wenn es den Schutzbeamten nicht gelänge, die Ruhe zu erhalten. Somit glaubte man denn etwas

Außerordentliches gethan zu haben, und hatte gar großes Vertrauen zu dieser neuen Maßregel.

Große Volksmassen hatten sich unterdessen schon wieder auf den Straßen versammelt. Hie und da begegnete man schon Verschiedenen, die die schwarz-roth-goldene Cocarde trugen, ein Schmuck, dessen Bedeutung die Burschenschafter aus früherer Zeit zu Demagogen stempelte, auf die Festungen führte und mit den härtesten Strafen belegte.

Abends gegen 6½ Uhr kam es zu einem Auflauf auf dem Opernplatze, wo trotz Schutzkommissionen und Friedensboten von dem Militair Feuer gegeben wurde, so daß, wie es hieß, mehrere Personen verwundet und selbst einige getödtet wurden.

Da stieg die Erbitterung auf's Höchste und ergriff alle Classen des Volkes. Wüthend schrie man um Rache für das vergossene Bürgerblut. Die Schutzbeamten mit ihren weißen Stäben und der Binde um den Arm mit der Aufschrift „Schutzbeamter", sowie die Studenten, die sich diesen, nachdem ihnen die Bewaffnung abgeschlagen worden war, angeschlossen hatten, wurden von dem erbitterten Volke auf's Schmählichste verhöhnt. Das Militair wurde angegriffen und bereits auf mehreren Punkten zurückgeschlagen, wobei neue Verwundungen und Tödtungen vorkamen. Um 8 Uhr trug man einen wohlgekleideten jungen Mann tödtlich verwundet, und bald darauf einen Todten, dem der Kopf zerschossen war, über den Hausvogteiplatz. Das wüthende Volk tauchte die Finger in das Blut seiner Brüder und schrie, daß es hiermit seine Hände zur blutigen Rache weihe.

Die ganze Nacht dauerte die Bewegung auf den Straßen noch fort, ohne daß es wieder zu ernsteren Störungen der Ruhe gekommen wäre. Zahlreiche Cavaleriepatrouillen durchzogen die bewegtesten Gegenden der Stadt und suchten die Massen zu zerstreuen.

Obgleich der König sich bis jetzt noch immer gegen alle Concessionen ausgesprochen hatte, so meinte man jetzt doch, daß die täglich sich mehrende Gährung und besonders auch die Vorgänge in Wien ihn bestimmen würden, den Landtag schon früher einzuberufen, und die Censur innerhalb dieser Tage fallen zu lassen, welches letztere besonders durch eingereichte Adressen dasiger Buchdrucker und Buchhändler bewirkt werden würde. Von den Ministern erwartete man, daß v. Thile, Eichhorn und v. Canitz die ersten sein würden, die fallen müßten. — Eine bange und düstere Schwüle hatte sich über den Gemüthern gelagert, es war wohl zu ahnen, daß man an den Vorabenden großer, unheilvoller Ereignisse stand.

Am 17. verbreiteten sich wüste Gerüchte in Menge durch die Stadt: In Magdeburg und in Breslau, hieß es, sei das Volk Meister der Stadt geworden, in Erfurt, in Stettin sei der Aufruhr ausgebrochen, die ganze Monarchie stehe in Flammen. An diesem Abende kam die Kölner Deputation hier an. Sofort theilte sie dem Minister v. Bodelschwingh den Zweck ihrer Sendung mit, indem sie ihm zugleich eine Abschrift der zu überreichenden Bittschrift übergab. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die Stadt: Die Rheinländer kommen mit bestimmten Forderungen unter Androhung des Abfalls von Preußen.

Nun regte sich die Bürgerschaft mit Macht. Die Mehrzahl war für Bürgerbewaffnung. Der Oberbürgermeister mit dem Magistrat hemmten aber noch immer jeden entscheidenden Schritt. Das thörichte Kinderspiel der Aufstellung von Schutzbeamten mit ihren Constablerstöcken und weißen Bändchen um den Arm begann aufs Neue. Auch ein gewisser Theil der akademischen Jugend schloß sich an. Trotz aller trüben Aussichten wurde doch die Ruhe für diesen Abend erhalten. Die guten Bürger jubelten und

meinten, die Bändchen und Stäbchen hätten es gethan! — Es war die Ruhe des Vulkans vor der Eruption. Von allen Seiten rüstete man sich in der Stadt zum Kampfe, die Meisten ohne klare Anschauung der Verhältnisse, nur aus einem Instincte, der Ihnen sagte, daß der Kampf bevorstehe. Die feurigen Geister in der Stadt waren an diesem Abend voll Grimm und Zorn über die Trägheit und Blasirtheit des Berliner Volkes, aber das Berliner Volk hat seine Ehre herrlich gerettet. —

Der Sonnabend kam (der 18. März). Am Morgen war die Bürgerschaft der Mehrzahl nach einig, daß sie bewaffnet sein müsse. Eine Bittschrift, an den König, welche Bewaffnung der Schutzkommission bezweckte, war schon am vorigen Tage im Umlauf gewesen. Heut Mittag sollte dieselbe von einer Deputation von Schutzbeamten dem Könige überreicht werden. Mehrere Tausende von Bürgern waren bereit, sich dieser Deputation anzuschließen und vor das Schloß zu ziehn.

Um 10 Uhr erhielt auch die Kölner Deputation die Nachricht, daß sie der König im Schlosse erwarte. Der Oberpräsident begleitete sie dahin. Herr von Wittgenstein redete den König mit tiefergreifenden Worten an, schilderte mit Ernst und Würde die Lage der Rheinprovinzen, und machte darauf aufmerksam, daß von dem Erfolge dieser Deputation gewissermaßen die Zukunft der Provinz abhänge.

Der König antwortete in huldreicher Weise und sichtbar bewegt. Er ersuchte die Deputation dabei, ihre Abreise noch um drei Stunden zu verzögern, binnen welcher Zeit er derselben eine Proclamation zusenden werde, worin Alles gewährt sein würde.

Um Mittag verbreitete sich die Kunde von Zugeständnissen, welche den Rheinlandsdeputirten gemacht worden seien, blitzschnell durch die Stadt. Ebenso wurde schnell bekannt, daß die Schutzkommission mit den städtischen Behörden um

2 Uhr vor dem königlichen Schlosse erscheinen würden, um die Antwort aus des Königs eigenem Munde zu vernehmen. Schon mehrere Stunden zuvor füllte sich darum der Schloßplatz mit einer unermeßlichen Menschenmenge.

Der König erschien mit seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, auf dem Balcon. Seine Worte konnte man wegen des Geräusches in der Versammlung nicht vernehmen. Mehrere Herren, auf den Schultern Anderer getragen, verkündeten den Willen des Königs; einer dieser Herren schien der Minister von Bodelschwingh zu sein. Andere Personen schritten durch die Menge und erklärten einzelnen Gruppen, daß die „billigen Wünsche“ des Volkes erfüllt wären, daß der Landtag auf den 2. April berufen sei u. s. w. Ein donnerndes Lebehoch erscholl. Aber zugleich wurde von allen Seiten geschrieen: „Fort mit dem Militair! der König vertraue sich seinen Bürgern an!“ Graf von Arnim berichtete dem Könige, daß dies verlangt würde. Die Antwort war, daß ein unehrenvoller Rückzug der Truppen doch nicht ernsthaft gefordert werden könne. Die meisten der auf dem Platze Versammelten erfuhren nur im Allgemeinen, daß die Entfernung des Militairs abgeschlagen wäre. Die Verwirrung ward nun unbeschreiblich. Da bemerkte man, daß sich am Rande des Platzes bei der Stechbahn Cavalerie entwickle. Alles stürzte durch einander und suchte zu fliehen. Die Cavalerie ging vorwärts. Auf einmal wurde scharf in die verworrene Masse eingehauen. Man hörte zwei Schüsse vom Schlosse her, und zwei Bürger stürzten zum Tode verwundet nieder. Herr von Falkenberg, hieß es, habe Feuer commandirt; ob dies der Fall gewesen sei, oder ob, wie behauptet wird, zufällig, ob durch einen Mißverstand zweier Sicherheitswachen, oder ob auf ein gegebenes Zeichen des Prinzen von Preußen, wie Mehrere gesehen haben wollen, diese verhängnißvollen zwei Schüsse fielen, ist unerörtert

geblieben. Noch waren viele der Schutzbeamten auf dem Platze gewesen, Niemand hatte diesen Angriff des Militairs erwartet. Der Ruf: Verrath! Verrath! scholl durch die Menge, die sich voll Angst und Wuth allmälig auflöste unter fortwährendem Geschrei: „Man hat auf uns geschossen, auf die Schutzbeamten ist geschossen worden, wir sind verrathen!" — Alles lief nach Waffen, viele eilten zu den Thürmen, um Sturm zu läuten, andere durch die Straßen, um die Schreckensbotschaft weiter zu verbreiten und die ganze Bevölkerung der Stadt zum Kampf anzufeuern.

Als die ersten Schüsse auf dem Schloßplatze gefallen waren, fanden sich einige von den Stadtverordneten am Eingange der breiten Straße zusammen. Sie erkannten die Wichtigkeit des Augenblicks, sowie die drohende Gefahr und beschlossen, den König persönlich um die sofortige Zurücknahme des Militairs zu ersuchen. Mitten durch das Dragoner- und das im Schloßhofe befindliche Garderegiment drangen sie bis in den innern Hofraum und an die Treppe, welche zu den Gemächern des Königs führt. Dort trafen sie zunächst auf den Kriegsminister und beschworen diesen, um Blutvergießen zu verhindern, den Befehl zum sofortigen Zurückziehen der Truppen zu ertheilen, welcher jedoch beharrlich dabei blieb, er könne die Verantwortlichkeit nicht übernehmen. Mittlerweile waren die Minister Graf Arnim und von Bodelschwingh heruntergekommen, und von den Stadtverordneten wurde auch an diese dasselbe dringende Gesuch gerichtet und hoch und theuer versichert, daß keine Gefahr davon zu befürchten sei, daß vielmehr das Volk jubeln und in Zeit von zehn Minuten mehrere tausend Mitglieder der Schutzcommission sich wie eine eherne Mauer vor dem Schlösse aufstellen und dasselbe wie seine Bewohner schützen würden, wenn ja irgend etwas Ungebührliches vorkommen sollte. Von mehreren anwesenden Bürgern aufs Eindringlichste unterstützt, beschworen

sie mit thränenden Augen die Minister, sie zum Könige zu lassen, oder diesen zu bewegen, sich auf dem Balcon zu zeigen und die Truppen zurückziehen zu lassen; aber immer hieß es: „Niemand könne die Verantwortlichkeit einer solchen Maßregel übernehmen, auch habe der General Prittwitz das Commando, nicht sie; der König habe sich bereits zweimal gezeigt und den Wunsch ausgesprochen, die Volksmenge möge sich zerstreuen, und der Preußische Soldat dürfe niemals und in keinen Verhältnissen Kehrt machen.“ Viele anwesende Staatsmänner unterstützten die dringenden Bitten der Stadtverordneten und Bürger, aber die vorgefaßte unglückliche Ansicht, daß es jetzt schimpflich für die Truppen sein würde, wenn man sie zurückzöge und so gleichsam entehre, behielt die Oberhand. —

Der Krieg zwischen Bürgerschaft und Militair begann, ein ungleicher Kampf, der Kampf undisciplinirter, meist waffenloser Haufen, die der Zufall zusammenwürfelte, gegen ein organisirtes und planvoll vertheiltes und geleitetes Heer regulärer Truppen. Aber diese regellosen Haufen entwickelten an diesem ewig denkwürdigen Tage einen Heldenmuth ohne Gleichen, eine Tapferkeit und Unerschrockenheit, auf die wir stolz zu sein das vollkommenste Recht haben.

Gleich nach drei Uhr begann der Kampf an der Ecke der Oberwall- und Jägerstraße. Eine Barricade, welche das Eckhaus, worin sich die Zeitungshalle befindet, mit dem gegenüberliegenden Eckhause verband, wurde in Eile und mit unerwarteter Geschicklichkeit aufgeführt, indem man zwei Droschken und eine Kutsche, welche die darin Sitzenden freudig hergaben, niederwarf, dazu das Schilderhaus vom Bankgebäude, die Brücken von den Rinnsteinen, Fässer und Steine in die Lücken stopfte, wozu man auch das Straßenpflaster aufriß. — Eine zweite Barricade entstand eben so schnell an der Ecke der Werderstraße, dem Gouvernements-

hause gegenüber. Die Posten in der Nachbarschaft wurden im Augenblick entwaffnet, ein Soldat, wie es heißt, während des Ringens um sein Gewehr, getödtet. Auf die Dächer der Häuser wurden Steine getragen. Kaum waren die Barricaden nothdürftig fertig, so sprengte eine Dragoner-Abtheilung in der Jägerstraße heran, welche durch Steinwürfe vertrieben wurde. Gleich darauf erschien von der andern Seite her ein Bataillon Infanterie und richtete ein heftiges Feuer zuerst gegen das Eckhaus der Werderstraße, wo sich eine Restauration befindet, dann gegen die folgenden Häuser. Im Locale der Zeitungshalle wurde der Conditor Riprecht, ein guter und braver Mann, und einen Stock höher ein Dienstmädchen, das mit den Worten: „Seinem Schicksale kann man nun einmal nicht entgehen", an's Fenster trat, durch Schüsse getödtet. Beide fielen ohne einen Laut zu Boden. Der Widerstand aus den Häusern konnte in Ermangelung von Schußwaffen nur so lange fortgeführt werden, als die Steine auf den Dächern reichten. Die Steinschützen vom Dache der Zeitungshalle entgingen der Verhaftung, als die Häuser vom Militair genommen waren, durch Flucht über die Dächer.

Um etwa vier Uhr Nachmittags war die Kunde von dem auf das Volk geschehenen Angriffe in das Universitätsgebäude gedrungen, wo eben eine allgemeine Versammlung der Studenten, die den Schutzbürgern zur Aufrechthaltung der Ruhe sich angeschlossen hatten, unter Vorsitz eines Professors stattfand. Ein allgemeines Entsetzen, gemischt mit Erbitterung über die fehlgeschlagenen Hoffnungen ergriff die jungen Gemüther. Schon Tags vorher hatten einige Studenten sich bewaffnet. Jetzt erfolgte die Bewaffnung allgemein und schwarz-roth-goldne Cocarden wurden an Hüte und Mützen gesteckt. Die jungen Leute haben Wunder von Tapferkeit verrichtet. — Auch viele Frauen haben mit Be-

geisterung und Heldenmuth an dem Kampfe Theil genommen, manche selbst mit den Waffen in der Hand.

Inzwischen bedeckte sich die ganze Stadt mit Barricaden, die größtentheils sehr gut ausgeführt wurden, viele sogar schön und mit Fahnen verziert. In dem südlichen und östlichen Theile der Stadt stieg die Aufregung von Minute zu Minute. Bürger aller Stände, Studirende und Arbeitsleute stürtzten mit allerhand in der Eile zusammengerafften Waffen und Handwerksgeräth auf die Straßen und benutzten die längs der Jerusalemer Straße zum bevorstehenden Jahrmarkt aufgebauten hölzernen Buden zur Errichtung von Barricaden, die sich von nun an mit reißender Schnelligkeit bis an die äußersten Vorstädte fortpflanzten und alle Straßeneingänge in kleine Festungen verwandelten. Vielen Fuhrleuten wurden die Pferde ausgesträngt und ihre Wagen umgelegt, um sie zu Barricaden zu benutzen. Einige brachten sogar ihr Fuhrwerk freiwillig zu diesem Zwecke herbei. Dem königl. Posthofe in der Oranienburger-Straße wurden, wie man hört, 24 Wagen zu Barricaden für die Artillerie-, Johannis- und die Oranienburger-Straße entzogen. Den Hand- und Arbeitswagen ging es nicht besser. In der Königs-, Friedrichs- und Spandauer-Vorstadt erhoben sich haushohe Barricaden. Mehrere in der Stadt befindliche Wachthäuser wurden, wie die neue Markt- und Monbijou-Wache, nachdem die Besatzung sie verlassen, in großer Wuth erstürmt, man zerschlug Thüren und Fenster, namentlich in der neuen Marktwache, erbeutete die oben befindlichen Landwehrsäbel, welche zu den Fenstern herabflogen, und verbarricadirte mit dem Schilderhaus und den Wacht-Utensilien die Rosenstraße. Waffenläden wurden anderweitig erbrochen, Schrot-, Pulver- und Bleivorräthe aufgesucht, die Caserne der reitenden Artillerie am Oranienburger-Thore und der Lehr-Escadron in verschiedenen Zeiträumen gestürmt. Auch der Garderobe des

Königstädter Theaters wurden die Theaterwaffen abgenommen. Das Straßenpflaster und an manchen Stellen die Granitplatten wurden aufgerissen, theils um die Barricaden zu verstärken, theils um Vertheidigungs-Material zu gewinnen, das auch häufig in die Häuser geschafft wurde, wobei Knaben von zehn Jahren unermüdlich mithalfen. Die Dächer der Eckhäuser (letztere den Barricadan zu Stützpuncten dienend) wurden abgedeckt und von Männern aus dem Volke besetzt, welche sich vorbereiteten, die heranziehenden Truppen mit einem Steinhagel zu empfangen. Die schwarz-roth-goldene Fahne des deutschen Reichs wurde fast überall aufgepflanzt und von dem Volke mit dem Jubelrufe: „Es lebe die Freiheitsfahne!" begrüßt. Einige Haufen der bewaffneten Handarbeiter stürmten die Kirchthüren, stießen sie mit Brückenbohlen ein und erstiegen die Thürme, um die ganze Nacht hindurch Sturm zu läuten.

Von Zeit zu Zeit erschienen junge bewaffnete Männer, meistentheils Studenten, um die Barricaden zu inspiciren, der Menge Verhaltungsvorschriften zu geben, oder sie an andern Puncten des Aufstandes zu leiten. Die buntgemischten Haufen thaten nach diesen Anweisungen und folgten den Führern mit Begeisterung auf den blutigen Schauplatz des mörderischen Kampfes. An den Barricaden wurden während der Nacht Wachtfeuer unterhalten, an denen sich die Volkshaufen erwärmten und Kaffee kochten. Die benachbarten Bäcker lieferten dazu Eßwaaren im Ueberfluß.

Gegen Abend begann der Donner der Kanonen. Die Königsstraße, die große Friedrichsstraße und die breite Straße wurden mit Kartätschen beschossen. Das Haus des Conditor d'Heureuse, welches quer vor der Mündung der breiten Straße und dem Schlosse gerade gegenüber liegt, war in eine kleine Burg verwandelt, welcher das Cölnische Rathhaus zum Nebenfort diente. Auf der Zinne des d'Heureuse'schen Hauses wehete eine ungeheure schwarz-roth-goldene

Fahne, dieses Haus wurde fürchterlich mit Granaten und Flintenkugeln beschossen und endlich von dem Potsdamer Garde-Regiment nach schwerem Verlust gestürmt und eingenommen.

Vor dem Einbruche der Nacht traten mehrere Stadtverordnete und angesehene Bürger zusammen, um nochmals einen nach ihrer Einsicht zweckmäßigen Schritt beim Könige zu thun. Sie drangen durch die bewaffneten und tobenden Haufen bis zur Wohnung des Bischofs Neander in der Brüderstraße vor, der mit entschlossenem Muthe sich im geistlichen Ornate zu ihnen gesellte. Diese Männer zogen in feierlicher Haltung, entblößten Hauptes, begleitet von dem Beifallsrufen der Bürger, durch die Truppenhaufen nach dem Schlosse! — „Bravo, ihr Friedensstifter!" schrie das Volk, bringt uns den Frieden. Nach einigen Schwierigkeiten gelang der Zutritt zum Könige. Die Eintretenden erklärten: Das Volk sei kampffertig, Straßen und Dächer zum Widerstande eingerichtet, die Folgen nicht zu berechnen, Das Militair möge in seine Kasernen zurückgezogen werden, dann nur sei dem Blutvergießen vorzubeugen.

Der König antwortete bestimmt, aber freundlich, daß zuerst das Volk seine Stellungen aufgeben müsse, ehe er die Truppen zurückziehen könne. Die Deputation an das Fenster führend, wies er nach der von Waffen blitzenden Königsstraße hin und äußerte: „Sehen Sie, diese Straße gehört mir". Er versprach gern Alles zu gewähren, aber nur der Bitte, nicht der Gewalt.

Die Abgeordneten versuchten, während und nachdem sie den Bischof nach Hause geleitet hatten, vergeblich das Volk zur Einwilligung in diesen durch des Königs Wort verbürgten Vertrag zu veranlassen. An den Barricaden mit Unwillen zurückgewiesen, konnte sich ihre Ueberzeugung nur verstärken, daß keine andere Maßregel, als die Zurückziehung des Militairs dem Blutvergießen Einhalt thun könne.

Unterdessen dauerten die Feindseligkeiten und Kämpfe auf eine harte Weise fort. Das Volk schlug sich bewunderns-würdig. Da zu wenig Schießgewehr und besonders zu wenig Munition in seinen Händen war, so mußte es einen großen Theil des Kampfplatzes gegen Morgen den Truppen überlassen, aber es setzte sich in einigen der äußern Stadttheile, namentlich in der Königstadt und jenseit der Lindenstraße fest. In letzterer hatten die Führer mit der sogenannten Lehr-Escadron und den Besatzungen des Militairgefängnisses friedliche Verträge abgeschlossen, vermöge deren diese Truppen sich jedes Angriffs auf das Volk enthielten. Die Caserne des Garde-Landwehr-Bataillons, in der Nähe des Belle-Alliance-Platzes gelegen, wurde von dem Volke lebhaft beschossen. Die Truppen erwiederten den Angriff mit einem wohlgerichteten Feuer, wo viele Bürger, tödtlich getroffen, dahin gestreckt wurden. Gegen Morgen wurde auch dieses Gebäude von den Truppen geräumt und der hineindrängende Volkshaufen bemächtigte sich der dort angehäuften Waffenvorräthe. Die ganze Nacht fort dauerte der Kampf, Gewehre und Kanonenfeuer in allen Richtungen, dazwischen der eintönige Schlag der Sturmglocken, das laute Hurrah der Barricadenvertheidiger, das Getümmel der Menge, das Aechzen der Verwundeten und Sterbenden — es war eine Schreckensnacht. An den Punkten, wo der Kampf schwieg, wurde sofort wieder an Barricaden gearbeitet. Alles legte Hand ans Werk, die Frauen reichten Lebensmittel auf die Straße hinaus. Jeder Soldat, der sich sehen ließ, wurde entwaffnet, jede Wache gestürmt. Im Wohnungs-anzeiger ermittelte man die Wohnungen der Officiere und zwang die Frauen, die Waffen der abwesenden Männer auszuliefern. Die wohlhabenden Bürger sammelten Geld und ließen für die Arbeiter Lebensmittel herbeiholen. Die Frauen und Mädchen schleppten in Körben Steine auf die Dächer und an ihre Fenster. Das Militair muß sofort aus der Stadt, war der



Druck u. Verlag v. J. Breyer in Lebau

Der Brand des Schlosses zu Waldenburg.

allgemeine Ruf, als die ersten Kanonen erdröhnten; doch Niemand kannte ein Gefühl von Furcht. Alle Fenster waren erleuchtet, damit die Arbeiter sehen konnten. Sobald das Militair irgendwo anrückte, hörte dieses rege Leben wie mit einem Zauberschlage auf, alle überflüssige Personen gingen in die Häuser und verschlossen solche, die Männer mit Schießgewehr gingen hinter die Barricade, die andern stiegen auf die Dächer. Die Cavalerie konnte, da alles Pflaster aufgerissen war, gar nicht mehr wirken, nur Infanterie war anzuwenden. Auch diese konnte nirgends in größern Massen anrücken, da die Büchsen der Schützen und die Steinwürfe von den Dächern sonst ganze Glieder niederstreckten. Die Infanteristen schlichen daher einzeln an den Häusern entlang, aber sobald sie an eine Barricade kamen, mußten sich die Einzelnen wieder in größern Haufen sammeln und nun begann wieder die neue Gefahr.

Als der Morgen graute, trat eine Stille ein, das Geschütz schwieg; nur die Glocken von den Thürmen klangen noch eine Weile fort. Aber das Volk machte furchtbare Zurüstungen zur Erneuerung des Kampfes. Wir bemerken, daß auf Seiten der Truppen acht Regimenter Infanterie zur Disposition waren, die vier Berliner Garderegimenter, ein Königsberger Regiment, ein Stettiner Regiment, eines aus Frankfurt a. d. O. und das Potsdamer Garderegiment. Die Königsberger hatten sich beim Einrücken in die Stadt mit großer Mäßigung betragen, und unter heftigen Angriffen nicht geschossen. Den Stettinern wurde ihr Oberst gleich beim Einrücken erschossen, und sie kamen gar nicht ins Gefecht. — Am Morgen erschien an den Straßenecken die bekannte Proclamation des Königs.

Inzwischen verfuhr das Militair an vielen Orten auf eine barbarische Weise und erregte die Erbitterung der Einwohner im höchsten Grade.

Bald hörte man fortwährend wieder von der Königsstadt her Flinten- und Kanonenschüsse. Diese rührten von den Berliner Bürgerschützen her, welche sich an der Mündung der neuen Königsstraße verschanzt hatten und gegen das Militair ein Feuer unterhielten, dessen wohlgezielte Schüsse selten den Mann verfehlten. General von Möllendorf trat endlich mit einem Parlamentär und einer weißen Fahne vor, um auf Einstellung des Feuers anzutragen. Während er redete, näherten sich ihm einige Bürgerschützen, ergriffen ihn plötzlich und erklärten ihn gefangen. Ins Schützenhaus geführt, unterzeichnete er den Befehl an seine Leute, den Kampf einzustellen und vom Alexanderplatze abzuziehen. Gegen 11 Uhr zogen sie ab. In großen Schaaren strömten die Volksmassen zu den auf dem Platze zurückgebliebenen Barricadenhelden. Auf den Barricaden wehete die schwarz-roth-goldene Fahne. Redner traten auf, um für eine sofort zu vollziehende Volksbewaffnung zu sprechen. Mit Jubel wurden die Worte aufgenommen. Alles rief: Volksbewaffnung! Volksbewaffnung! und schickte sich an, nach dem Schloßplatze zu ziehen, wo bereits viele Menschen versammelt waren. —

Als die Massen vom Alexanderplatze die Königsstraße passirten, erblickten Einige den von dem entgegengesetzten Ende der Königsstraße herkommenden Oberbürgermeister Krausnick. Man drang auf ihn ein, um ihn wegen der Vorgänge zur Rede zu stellen. Er zog sich in ein Haus zurück, vor welchem die Masse, unter dem lauten Rufe: Abdanken! Abdanken! stehen blieb. Einige Männer gingen zu ihm hinein, um ihn von dem allgemeinen Wunsche in Kenntniß zu setzen und ihm zu sagen, daß er das Vertrauen der Bevölkerung nicht genieße, daß man ihm einen großen Theil der Schuld an den unglückseligen Vorgängen zuschreibe, und daß er darum sofort erklären solle, er wolle abdanken. Unter dem Schutze mehrerer Männer nahm man ihn mit fort nach dem Schlosse.

Noch am Vormittage wurde dem unverzüglichen Abziehen der Truppen, welches das Volk dringend verlangte, Widerstand von den Rathgebern des Königs entgegengesetzt. Gegen eine Deputation der Bürgerschaft erklärte sich der König, wie früher, und knüpfte den Abzug der Truppen an die Bedingung des Wegräumens der Barricaden. Auf eine Bemerkung des Königs, welche sich auf die Stärke seiner Macht bezog, entgegnete ein Mann, der sich der Deputation angeschlossen hatte, wo wir nicht irren Dr. Neumann, die Worte: „Ein Sieg, Majestät, wäre hier einerlei mit einer Niederlage." Doch wurde nach und nach Alles gewährt, vollständiger Wechsel des Ministeriums, Freilassung der in der Nacht Verhafteten und Abzug des Militairs.

Es war ein tiefergreifender Anblick, als man die von ihrem fürchterlichen Dienst erlösten Truppen von Volkshaufen umringt, in ihre Casernen abziehen sah. Gedämpfter Trommelschlag oder Choralmusik, von dem Jubelrufe der Menge unterbrochen, geleitete ihren Marsch. Das Wehen weißer Tücher von allen Fenstern und Balconen kündete in weite Ferne hin die Wiederkehr des Friedens und der Versöhnung. Einzelne Volksredner erstiegen erhöhte Steine, um der Menge die Freudenbotschaft zu verkünden und sie zur Einigkeit und zur Ruhe zu ermahnen. — Die Freilassung der Gefangenen machte der König selbst auf dem Balcone des Schlosses bekannt, und bat dann, ihm eine Stunde Ruhe zu gönnen.

Unterdessen hatten sich wieder zahlreiche Haufen auf dem Schloßplatze und in den Höfen des königlichen Schlosses versammelt, um durch Deputationen die Bitte um Errichtung einer bewaffneten Bürgergarde an den König gelangen zu lassen. Zu gleicher Zeit wurden, wie auf Verabredung, von allen Seiten die mit Blumen geschmückten Leichen der im Kampfe getödteten Bürger im feierlichen Zuge auf Bahren und in offenen Wagen in das königliche Schloß gebracht.

Eine Menge Volkes mit unbedecktem Haupte geleitete die Züge. Einer derselben machte einen tiefschauerlichen Eindruck. Vier Leichen, furchtbar entstellt und grauenvoll zu sehen, aber mit grünen Zweigen geschmückt und vom Volke mit Blumen beworfen, wurden auf offener Bahre getragen, hin vor das Schloßportal unter den Balcon des Königs.

Dort hielt der Zug. Der stürmische Ruf des Volkes veranlaßte zuerst die neuernannten Minister Grafen Arnim und Schwerin auf den Balcon herauszutreten, um die allgemeine Aufregung durch versöhnende Worte zu beschwichtigen. Doch der unaufhörlich sich wiederholende Ruf: „der König" ließ diese Reden ungehört verhallen. Endlich erschien der Monarch am Arm der Königin und begrüßte das Volk; sein Antlitz war schmerzlich bewegt, die Königin bebte zurück vor dem Anblick der Leichen. Umsonst bemühte sich ein Theil der Versammlung, die Ruhe für einige Minuten aufrecht zu erhalten. Kaum hatte man die Worte vernommen: „Sie haben mir vor einer Stunde versprochen, ruhig nach Hause zu gehen", als die sich wild kreuzenden Rufe der Menge den König an der Fortsetzung seiner Rede verhinderten. Nach einigen vergeblichen Versuchen, sich wieder Gehör zu verschaffen, trat der König mit grüßender Bewegung zurück.

Dem kräftigen Organe des Grafen von Arnim gelang es, sich für einige Minuten Gehör zu verschaffen. Mehrmals unterbrochen, sprach er ungefähr folgende Worte: „Meine Herren! Zuerst danke ich Ihnen von ganzem Herzen für die Aufmerksamkeit, die sie mir gütigst schenken wollen. Die Männer, welche der König neuerdings berufen hat, um mit ihm das Verfassungswerk auf freisinnigen und dauernden Grundlagen auszuarbeiten, können diese Aufgabe nicht erfüllen, wenn Sie dieselben nicht unterstützen, wenn Sie nicht die Güte haben, zur Wiederherstellung der Ordnung in der Stadt nach Kräften beizutragen".

Die stürmisch durch einander tobenden Rufe: Vivat! Hurrah! Ja, Ja! Nein, Nein! unterbrachen hier den Minister. Bald darauf gelang es einem jungen Manne aus der Volksmenge, dessen bleichen Zügen und wildaufblitzenden Augen man den Kampf der vergangenen Nacht ansah, sich auf die Schultern der Umstehenden zu erheben, um den Minister anzureden. „Das Volk", sagte er, „verlangt vor allen Dingen Waffen, damit es sich vertheidigen könne und nicht mehr wehrlos gemordet werde." —

Der Graf Arnim antwortete: „Das Militair hat sich auf Befehl des Königs überall zurückgezogen. Das Volk hat daher keinen Angriff irgend einer Art zu fürchten und kann ruhig an seine gewohnten Geschäfte gehen". —

„Das Volk", fuhr der junge Mann fort, „verlangt die Thronentsagung des Prinzen von Preußen".

Bei diesen Worten verbeugte sich der Minister und trat vom Balcon zurück.

Die tobende Menge erhob ein wildes Geschrei. Doch der Ruf: Ruhe! Nach Hause! gewann die Oberhand und die Haufen zerstreuten sich, um andern Patz zu machen.

Noch sprach der Minister, Graf Schwerin, beruhigende Worte zu dem Volke, und verkündigte besonders: daß die Bürger unverzüglich bewaffnet, und der so allgemein beliebte Herr von Minutoli an die Spitze der Bürgerbewaffnung gestellt werden sollte. — Gegen Abend fand auch die Bewaffnung statt. „Bürger", hieß es, „vergesset nicht, daß ihr Eure Ehre eingesetzt habt, euren König zu schützen! Beweiset, daß ihr Kraft dazu habt!"

Bei allen diesen Kämpfen und Vorgängen hat sich das Volk nicht nur von außerordentlicher Kraft und Tapferkeit, sondern auch von vielem Adel gezeigt. Mit Ruhm vor vielen Andern wurden die Professionisten und Arbeiter genannt. Die aus der Borsigschen Fabrik wurden, wie es heißt, von

einem Studenten hereingeholt. Zweihundert dieser rüstigen und tapfern Männer, die verspätet am Thore anlangten, sollen dort, schlecht bewaffnet, wie sie waren, von Schüßen des Militairs fast ganz vernichtet worden sein. Aber die in die Stadt Eingedrungenen haben mit ihren Eisenstangen und sonstigen Waffen die preiswürdigsten Thaten verrichtet. Pöbelhafter Sinn war wenig, oder gar nicht zu finden. Das Eigenthum ward geschont, die Furcht des Spießbürgers vor Excessen bewies sich als eine ungegründete.

In der Königsstraße wurde an alle Läden geschrieben: „Schonet das Eigenthum!“ An dem Stadtgerichtsgebäude stand geschrieben: „Bürgergut!“ Gegen das Palais des Prinzen von Preußen rückte ein tobender Haufe, um es zu demoliren, man begnügte sich aber, an dem Gebäude vier große Inschriften anzubringen: „Nationaleigenthum!“ Darauf zog der Haufe jubelnd wieder ab. Auch gegen die Wohnung des Herrn von Küstner bereitete sich ein Sturm vor, der aber durch einen Bürger verhindert wurde! Dem Major von Preuß in der Heiligengeiststraße wurde die Wohnung gestürmt und alle seine Möbel und Geräthe auf die Straße geworfen und verbrannt — weil es hieß, daß er verrätherischer Weise Soldaten in seine Wohnung genommen und vier Studenten auf diese Weise habe erschießen lassen. Doch soll diese Anklage auf einem Irrthume beruht haben, und somit wäre der Mann zu beklagen. Einen Bürger, der das Militair gegen die Zeitungshalle gehetzt und letztere eine Höhle und ein Wespennest genannt hatte, zwang das Volk, 25 Thaler zu bezahlen, als Beitrag zu der Sammlung für die Familien der Getödteten und Verwundeten. —

In einem Berichte aus Berlin vom 20. März heißt es: Wie viele Opfer im Kampfe gefallen sind, darüber ist uns die traurige Gewißheit noch nicht geworden. Morgen wird die Bestattung derselben geordnet werden. Es wird

eine Trauerfeier für die gesammte Bürgerschaft sein. Heute Mittag durchwanderten wir Berlin nach allen Richtungen. Vor vielen Häusern waren Becken ausgestellt, in denen für die Verwundeten und die Angehörigen der Gefallenen gesammelt wurde. Kein Vorübergehender, der nicht seine Gabe darbrächte! An allen Thoren sind gleiche Sammlungen veranstaltet. — Alle Wachtposten waren von der Bürgergarde besetzt; andere Abtheilungen durchzogen die Stadt; auch die Schützengilde in ihren Uniformen. —

An einzelnen Nachrichten ist uns noch mancherlei zugegangen, was wir hiermit noch mittheilen. Die königliche Eisengießerei ist zum größten Theil abgebrannt, nur ein Formgebäude und das Wohnhaus sind stehen geblieben. — Die drei neuerbauten Wagenhäuser der Artillerie vor dem Oranienburger Thore sind gleichfalls ein Raub der Flammen geworden. Die Studirenden waren es, die dem Brande Einhalt thaten, und mit Hülfe vieler Bürger des Viertels noch einen Theil des Materials retteten. — Alle Eisenbahnen sind, bis auf die Märkisch-Niederschlesische, wo eine kleine Strecke Schienen aufgerissen worden, unversehrt geblieben.

Am heftigsten hatte der Kampf an sieben Punkten gewüthet, nämlich: bei der Barricade am Cöllnischen Rathhaus, bei den drei Barricaden an den Ecken, welche die Friedrichsstraße mit der Taubenstraße, mit der Dorotheenstraße und der Leipziger Straße bildet, bei dem Sturm des Landwehrzeughauses in der Lindenstraße, bei dem Alexanderplatz und der Hausvogtei. — Fünfmal stürmte das Militär die Barricade an dem Cöllnischen Rathhause, aber jedesmal stürzten Reihen von Soldaten durch die wohlgezielten Schüsse der Bürgerschützen nieder. Man ging zuletzt so weit, mit Kartätschen und mit Granaten gegen diese Barricade zu schießen, so, daß das ganze königliche Schloß erzitterte und erdröhnte. Diese Kugeln zerstörten aber mehr das hinter der Barricade

liegende Haus des Conditors d'Heureuse, als die Barricade, und erst nach dreistündigem Kampf, nachdem immer neue Truppen heranzogen, immer neuer Kartätschenhagel gewüthet hatte, fiel diese Barricade. Das Militair soll bei solcher vier Offiziere und 30 Mann verloren haben. Aber schon wenige Schritte hinter dieser so blutig erkämpften Barricade waren neue Barricaden entstanden und am Cöllnischen Rathhause stürzten ganze Steinhagel auf die Truppen herab.

Bei der Barricade an der Taubenstraße lagen mehrere Scharfschützen hinter Oelfässern versteckt und richteten eine furchtbare Verwüstung unter dem stürmenden Bataillon an. Noch ehe der Sturm begann, hatten die Bürger dem commandirenden Major den Vertrag angeboten, daß man gegenseitig von der Schußwaffe keinen Gebrauch machen wolle; der Major ging hierauf nicht ein; gleich beim ersten Sturm stürzte er getroffen vom Pferde. Eine Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt. Ein anderer Offizier nahm seine Stelle ein; aber auch ihm erging es nicht besser; todt stürzte er ebenfalls vom Pferde. Der dritte Sturm kostete einem Lieutenant das Leben. Außerdem fielen viele Gemeine. Nunmehr begann auch gegen diese Barricade ein mörderisches Kartätschenfeuer.

Ein junger Student mit fliegenden Haaren stand auf der Barricade und schwenkte eine dreifarbige Fahne. Alle Kartätschen gingen an ihm ohne Schaden vorüber. Frauen und Jungfrauen weheten mit Tüchern ihm aus den Fenstern ihre Glückwünsche zu. Endlich fiel zwar auch diese Barricade, aber schon an der Leipziger Straße erhob sich ein gleicher mörderischer Kampf. Dort hatte man die Straße mit Glas belegt, siedendes Wasser und furchtbare Steinmassen standen auf den Dächern bereit. —

Der Sturm auf das Landwehrzeughaus in der Lindenstraße dauerte von Abends 9 bis Morgens 10 Uhr. Etwa 20 junge Officiere hatten sich hier hinter den Fenstern ver-

schanzt und unterhielten mit gezogenen Büchsen ein mörderisches Feuer auf die herandringenden Bürger. Auf jeden Schuß fiel einer der Bürger, aber immer neue Schaaren rückten heran. --

Ein junger Handwerker, Namens Hesse, aus Halle, in einer blauen Blouse mit einem Brecheisen in der Hand und bekränztem Hute, der schon 6 Stunden lang an den Barricaden gearbeitet hatte, commandirte diesen Angriff. Alle Kugeln schienen durch eine höhere Macht an seiner Brust abzuprallen. Mann auf Mann fielen an seiner Seite, aber immer neue Freiwillige gewann er und immer von Neuem rückte er an. Endlich wurden Strohmassen aufgehäuft, um schlimmsten Falles durch die Kraft des Feuers zu wirken. Aber es fehlten Fackeln, um den Brand gehörig zu unterhalten, und man wollte die Nachbarhäuser nicht gefährden. Es wurden darum Scharfschützen von der Barricade an der Taubenstraße geholt und diese demolirten wirklich mehrere Fenster der Caserne. Am Morgen fiel solche endlich und das Volk schleppte nun die Waffen armweise hinweg.

An der Hausvogtei wirkten vier Scharfschützen in Tyrolerhüten in einer furchtbar entscheidenden Weise. Keiner ihrer Schüsse fehlte; sie wählten selbst die Knöpfe, an denen sie das Militair treffen wollten. Erst gegen Morgen zogen sich die Schützen zurück und postirten sich in neuen Barricaden. Die Hausvogtei, in welcher sich ein Theil der Truppen festgesetzt hatte, wurde mehrere Stunden von den Bürgern beschossen. Die ganze untere Etage derselben ist demolirt worden.

In der neuen Königsstraße an dem Alexanderplatz war eine Barricade erbaut, welche vielleicht die stärkste in der ganzen Stadt war. Hinter derselben lag eine starke Abtheilung der hiesigen Schützengilde. Die Kanonen des Schützenhauses waren hier zugleich aufgepflanzt und drohten Tod und Ver-

derben Jedem, der dieser Barricade sich nur zu nahen wagen würde. Wirklich prallte hier auch jeder Angriff ab, und die Zahl der Todten unter dem Militair soll hier am Bedeutendsten sein. Ein schöner Zug fiel hier an einer der Barricaden vor. Ein Bürger, der sich zu weit vorgewagt hatte, stürzte von einer Kugel getroffen nieder und fiel über die Barricade hinweg nach der Seite der Truppen zu. Da sprang mitten im Kugelregen einer der Bürger auf die Barricade hinauf. Mit einem Tuche winkend rief er den Soldaten zu: „Haltet ein einen Augenblick, bis wir die Leiche unseres gefallenen Bruders gerettet haben. Haltet Ihr nicht, so hauen wir Euch in Stücke!" Wirklich hielt das Feuern einen Augenblick ein, die Leiche wurde von den Brüdern geholt und dann wüthete der Kampf weiter.

Einige Bürger suchten geradezu den Heldentod. Ein großer riesiger Mann sprang hinter einer Barricade, welche wegen Mangels an Schießgewehr hart bedroht war, hervor, und schlug den zugführenden Lieutenant mit einem an einer langen Stange befindlichen Haken nieder. Dann fiel er von einem ganzen Pelotonfeuer zerschmettert vor der Barricade nieder.

Ein anderer Mann, wie es heißt, ein Pole, sprang, mit einem Degen bewaffnet, hinter einer Barricade hervor und spaltete einem Officier den Kopf. Er erhielt einen Stich in den Arm, der ihm das Fleisch herunter riß. Mit diesem Arm tödtete er noch zwei Soldaten, dann fiel er mit zerschmettertem Hirnschädel nieder.

Ein polnischer Edelmann, der an der Taubenstraße kämpfte, richtete den Angriff seiner Schußwaffen hauptsächlich auf die Officiere, deren er 3 getödtet haben soll. Als er selbst tödtlich getroffen niedersank, rief er einem neben ihm kämpfenden Studenten zu: Sorgt für Polens Freiheit! —

Das erbitterte Militair verfuhr an vielen Punkten auf eine wahrhaft barbarische Weise. In Häuser, aus denen man, wahr oder falsch, glaubte, daß geschossen worden sei, drangen die Soldaten ein und mordeten ohne Unterschied, was sie vorfanden. So wird von den Bewohnern eines Hauses in der Ober-Wallstraße berichtet: Im Hause herrschte die größte Ruhe — als plötzlich die Bewohner in Angst und Schrecken gesetzt wurden. Ein Mädchen, nach Frühstück gehend, hatte das Haus nicht wieder schließen können. Auf einmal wurde im Innern des Hauses geschossen. Jeder öffnete seine Thür, um zu sehen, was es gäbe. Da schrieen Soldaten, die bis in den obersten Stock einen Mann verfolgten, welcher sich in das Haus geflüchtet hatte: „Schlagt ihn todt, schlagt ihn todt!" Nicht zufrieden, daß sie den entsprungenen Arrestanten im Hause sicher hatten, wurde in dessen Innern noch auf ihn geschossen und gestochen. Zwei der Soldaten faßten den kaum noch Athmenden an den Beinen und schleuderten ihn die Treppen hinunter, so daß der Kopf von Stufe zu Stufe mit Stößen bedeckt wurde. Völlig todt langte der Gemißhandelte unten auf der Hausflur an und wurde vor der Thür vier Mitgefangenen zum Tragen übergeben. So drang man auch in die Wohnung des Gymnasialdirektors August, brachte ihm drei gefährliche Stiche bei und ermordete Sohn und Tochter, die dem Vater zu Hülfe eilten. Manche Häuser wurden Stockwerk für Stockwerk gestürmt, die Bewohner getödtet, verwundet, oder gefangen fortgeführt. In einem Kaffeehause wurde ein Gelehrter, am Billard stehend und ein Queue in der Hand haltend, womit er doch schwerlich hatte Sturm laufen wollen, niedergestochen.

In einem Hause auf der breiten Straße befanden sich mehrere Bewohner in aller Ruhe. Ein Polizist hatte dem Militair gesagt, daß aus dem Hause ein Schuß gefallen sei. Sofort drang ein Haufe hinein, hieb auf die wehrlos

Dasitzenden ein und schleppte sie als Gefangene nach dem Schloßkeller. Als die Mißhandelten bei den Kürassieren vorbeikamen, rief ein Officier: Haut die Hunde nieder! So waren auch an andern Orten die Soldaten in die Häuser der eroberten Straßen gedrungen und hatten aus solchen eine Menge ganz unschuldiger, geachteter Leute gefangen hinweggeschleppt. Diese wurden gebunden und truppweise nach dem Brandenburger Thore gebracht, wo ihre Anzahl bald auf 600 anwuchs. Hier wurden immer zwei und zwei zusammengekoppelt und von einem Bataillon vom Stettiner Regiment zu Fuß nach Spandau gebracht. Einzelne Soldaten sollen auf diesem Marsche empörende Greuelthaten an den Gefangenen verübt haben.

Ein Berliner Correspondent schildert das auf eine wahrhaft erschreckliche Weise:

„Auf dem Rückwege nach meiner Wohnung wurde ich um 12 Uhr Nachts des Sonnabends gezwungen, mich einer Abtheilung des 12. Regiments zu übergeben. Ein Dutzend Gewehre wurden auf mich und meinen Begleiter gerichtet. Man durchsuchte uns, und obwohl wir keine Waffen hatten, und sich keine Spuren des Antheils am Kampfe vorfanden; so wurden wir doch, da wir uns nicht vollständig legitimiren konnten, zu einer Masse bereits Verhafteter gesendet. Mit diesen wurden wir, unter starker militairischer Begleitung, nach Spandau transportirt. Wir waren zu zweien zusammengebunden und außerdem hatte man uns die Arme auf den Rücken gefesselt. Auf dem Marsche wurde das 31. Regiment durch eine Abtheilung des 2. (Königs-) Regiments abgelöst. Nicht wie Menschen, nicht wie Verbrecher, nein, ärger als eine Horde Vieh wurdeu wir von den Soldaten des 2. Regiments behandelt. Wir wurden mit Kolben gestoßen, mit Bayonnetten verwundet, in's Gesicht geschlagen, und so mißhandelt mußten wir, die Zusammengebundenen,

im schnellsten Trabe, in Reihe und Glied zu Vieren, bis Spandau marschiren. Die Officiere, weit entfernt, solche Mißhandlungen zu hindern, begünstigten sie eher. In Charlottenburg und Spandau wurden wir von den Bewohnern aufs Aergste verhöhnt und durch die so aufgemunterten Soldaten auf das Grausamste gepeinigt. Die letzte halbe Stunde legten wir förmlich im Galopp zurück. Viele stürzten und es quoll ihnen das Blut aus Mund und Nase, man stieß sie mit den Füßen und Bayonnetten und schleppte sie dem Zuge nach. Unterwegs machte sich ein Soldat den Spaß, sein Gewehr mitten in den Haufen der Gefangenen hinein abzuschießen. Er wurde vom Hauptmanne zwar getadelt, aber sonst erfolgte nichts, denn er behauptete, was erlogen war, daß Einer hätte entfliehen wollen. Dazu war ja aber gar keine Möglichkeit vorhanden! — Greise schlug man blutig, Kinder stieß man nieder, Männer trat man mit Füßen. So kamen wir in Spandau an. Hier war man humaner, und ein anderer Officier des 2. Regiments löste selbst unsere Bande. Darauf wurden wir in die Kasematten des Forts der Königin gesperrt. In feuchten Löchern, ohne einen andern Ruheplatz als den Steinfußboden zu finden, waren wir, vielleicht 7—800 Menschen, zusammengepreßt. Wir bekamen Wasser in Eimern, keinen Becher, um 12 Uhr ein Pfund grobes Brod, und so standen und lagen wir umher bis Abends 6 Uhr. Die Verwundeten wurden erst nach 12 Uhr untersucht.

Mit uns zugleich und nachher kamen noch andere Transporte von Gefangenen, diese waren noch ärger gemißhandelt worden, als wir. Schauderhafte Einzelheiten kamen zum Vorschein, so daß z. B. die meisten Verwundungen den Gefangenen erst nach ihrer Verhaftung durch die Soldaten beigebracht wurden. Greisen stieß man das Bayonnet ins Gesicht, Kinder schlug man zu Boden — alle Scheußlichkeiten, die

nur erdenkbar sind, wurden begangen. Um 6 Uhr wurden wir zu zehn Mann hinaus gelassen, man kündigte uns an, daß Se. Majestät uns, weil man uns meistens für Verführte halte, amnestirt habe. —"

Wenn diesem Berichte zu trauen ist, so läßt sich allerdings die ungeheure Wuth des Volkes gegen das Militair erklären.

Noch eine bezeichnende Thatsache schalten wir hier gelegentlich ein; es ist das entschiedene Auftreten des Abgeordneten Herrn v. Vinke beim Könige. Nämlich: Bald nachdem die früher erwähnten Abgeordneten aus Cölln von dem Könige entlassen worden waren, langte auch der Herr v. Vincke in Berlin an und erschien unmittelbar noch in der bestaubten Reisekleidung beim Könige. Er entwarf ihm eine klare und entschiedene Schilderung von Westphalen. Auch sagte er: „Er müsse Sr. Majestät bekennen, daß es einen betrübenden Eindruck auf ein preußisches Herz machen müsse, so wie er, eben beim Kanonendonner, der sich gegen die Bürger richte, in Berlin einzufahren."

Ueber diese Worte erlaubten sich ein paar anwesende Generäle höhnisch zu lachen.

„Meine Herren", rief Herr von Vincke, „das ist kein Augenblick, um zu lachen!"

„Es hat ja auch Niemand gelacht!" sagte der König.

„Ja, diese Herren haben gelacht, und das ist ein ungehörigens Lachen!" antwortete Vincke. Da trat ein Staatsbeamter vor und sagte zu Vincke: „All das Unheil kommt einzig von Ihrem schändlichen Landtag her."

„Mein Herr", erwiederte Vincke, „das ist eine falsche und verrätherische Meinung von Ihnen. Wie können Sie es wagen, in Gegenwart des Königs die heiligsten Institutionen des Vaterlandes so zu bezeichnen!"

Der König unterbrach diesen Wortwechsel, indem er

freundlich sagte: „Nun, mein lieber Vincke, Sie soupiren doch mit mir?“

„Nein“, sagte Vincke, „ich soupire nicht!“ und damit ging er. —

Noch theilen wir hier nachträglich den später eingegangenen Bericht eines Augenzeugen über die Ereignisse in der großen Frankfurter Straße in der Nacht vom 18. zum 19. März mit:

Am 18. März waren bereits Nachmittags die Wachen vom Frankfurter Thore entwaffnet, die Mannschaft höflichst weggeschickt und das Thor geschlossen worden. Um 7 Uhr Abends kamen die in den nahegelegenen Dörfern stationirten Truppen vor das Thor, verlangten Einlaß, und als derselbe ihnen verweigert wurde, so schlugen sie das Thor und seine Nebenpforten ein. Zwei Bataillone des in Frankfurt a. d. O. liegenden 8. Infanterie-Regiments stellten sich hiernächst auf, marschirten in Angriffs-Colonnen die Straße hinauf, und überrannten leicht eine kleine Barricade, welche in der Geschwindigkeit bei dem Nicolaus-Hospital von umgehauenen Pappeln und einigen Brettern errichtet und ohne Vertheidigung war. Der Polizei-Commissar des Reviers stellte sich dem Commandeur in den Weg, sagte ihm, seine Hülfe komme zu spät, und ersuchte ihn, unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Die Antwort lautete: Ich gebe mein Ehrenwort, nicht anzugreifen. Die Colonne setzte sich wieder in Marsch und wurde bei der großen Barricade in der Gegend der Weberstraße aufgehalten. Die Vertheidiger derselben riefen: Legt die Waffen ab! — Da erscholl das Commando: Gewehr ab!

Das Militair blieb, ohne einen weiteren Angriff zu thun, bis nach 10 Uhr ruhig halten. Allein nach 10 Uhr brachten geheime Boten dem Commandeur den Befehl, unter allen Umständen vorzurücken und sich auf dem Alexanderplatz mit der Garde zu vereinigen. Der Commandeur rief dreimal:

Familienväter zurück! Das Commando erscholl: Gewehr auf! In Reihen gesetzt! Feuer!

Ein Hagel von Steinen von unten und oben war die Erwiderung. Das Gefecht dauerte über 1½ Stunde auf diesem einzigen Punkte mit Erbitterung von beiden Theilen. Hiernächst rückte noch ein Bataillon dieses Regiments im Sturmschritt durch das Thor zum Succurs, die Tirailleurs voran. Diese schossen einzelne noch auf der Straße befindliche Personen nieder, schossen in die Fenster der Häuser, in die Keller, und tödteten, was sie eben erreichen konnten, unter Andern auch eine Frau im Keller am Hause No. 11., die ihrem Mann die Thür öffnete, um ihn zum Hause einzulassen. Als dieses Bataillon auf dem ersten Schauplatze der großen Heldenthaten seiner Vorgänger ankam, nämlich an die zerstörte Barricade unweit der Weberstraße, blieb es unwillkürlich stehen, Die Soldaten, entweder vom Schauder oder von dem moralischen Gefühl ihres Unrechtes getrieben, verweigerten das weitere Vordringen, verweigerten den Gehorsam, zerstreuten sich und gingen zurück. Auf einem freien Platze sammelte sie der Commandeur noch einmal, und führte ihnen zu Gemüthe, daß sie dem Könige Treue geschworen hätten, und darum vorwärts müßten. Allein sie blieben dabei, daß sie nicht auf des Königs eigne Unterthanen, nicht auf wehrlose Bürger, ihre Brüder, schießen wollten und marschirten zurück, zum Thore hinaus auf die Dörfer. —

Von Berlin aus heißt es unterm 21. März Morgens: „Wir haben noch einmal eine Schreckensnacht erlebt, die in gewisser Hinsicht noch fürchterlicher werden konnte, als die Nacht vom 18. auf den 19. März. Gegen Abend erscholl plötzlich der Lärmruf: Der Prinz von Preußen habe die Truppen gesammelt, welche ausmarschiren mußten, und sei mit denselben im Anzuge auf Berlin. Der Schreckensruf erscholl sogleich durch ganz Berlin. Am Halleschen Thore hieß es,



Lith. Anst. v. J. Breger

Friedrich Hecker.

Anführer der Republikaner

daß eben das Schönhauser gestürmt werde, am Schönhauser, daß eben der Prinz mit den Kanonen auf der Frankfurter Eisenbahn angelangt sei. In einer halben Stunde war Berlin in vielen Straßen bereits wieder verbarricadirt, und zwar in manchen noch stärker, als am 18 März. Alles Zureden und Beschwichtigen half nichts. „Wir sind verrathen, wir wollen Sicherheit, wir haben Gewehre, aber keine Munition," hieß es, und Alles war in beispielloser Aufregung. Die Bewaffneten thaten aber das Ihrige. In einer halben Stunde war eine Patrouille von dem Halleschen bis nach dem Schönhäuser Thore geeilt. Eine schwere Aufgabe, denn in eben dieser halben Stunde hörte der Tumult nicht eher auf, als bis die Barricade fertig dastand. Das war eine Nacht, wo sich Berlin noch einmal groß gezeigt hat, und wo es eine Energie entwickelte, die in Erstaunen setzt. Der Moment des Alarms war übrigens großartig. Der Ruf zu den Waffen durch die ganze Stadt und die Vorstädte war augenblicklich. Hunderttausend Kehlen riefen auf einmal. Ueberall hörte man Picken und Hacken, aber es erfolgte doch kein Schuß, kein Trommelwirbel. Eine schlimme Aufgabe für Wachen und Patrouillen war es, die versammelten Bürger wieder auseinander zu bringen. Dies gelang endlich den bewaffneten patrouillirenden Bürgern; man begab sich zur Ruhe, und heute Morgen wurden die Barricaden wieder hinweggeräumt." —

So groß sich bis hierher Berlin gezeigt hatte, so beginnt von hier an seine Erniedrigung.

Der König, den man vergebens 4 Tage lang um Erhörung der allgemeinen Wünsche des Volkes angefleht hatte, war endlich durch die siegreichen Erfolge des Kampfes zum Nachgeben gestimmt. Wie mit einem Zauberschlage schien sich sein Sinn geändert zu haben.

Er trat unter das Volk, lobte dessen Tapferkeit, reichte den Umstehenden die Hand, und hielt schöne Reden.

Das Volk schrie sein Vivat!

Er ritt in feierlichem Aufzuge, umgeben von den Prinzen und seinen Ministern, durch die Stadt, und die deutschen Farben, schwarz-roth-gold, um deretwillen sonst so mancher deutsche Jüngling grimmig verfolgt worden war, schmückten ihn und die Seinigen.

Das Volk schrie und jubelte, daß die Straßen erhallten.

Und als er endlich unter dem Denkmal Friedrichs des Großen ausrief: „Mein Herz schlägt hoch, daß es meine Hauptstadt ist, die eine so kräftige Gesinnung bewährt! Der heutige Tag ist mir ein unvergeßlicher!“ u. s. w.; als er erklärte, daß er sich an die Spitze der Bewegung stellen, daß er die Leitung für die Tage der Gefahr übernehmen, sich unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reichs stellen wolle — da ertönte endloser Jubel, und man rief:

„Vivat hoch, der deutsche Kaiser!“

Und in der Nähe der Plätze, wo Kugeln und Kartätschen das Volk niedergestreckt hatten, wo das Blut in Strömen geflossen war, da drückte man sich an ihn heran, küßte den Saum seines Gewandes, und leckte ihm hündisch die Hand. Und darunter waren Männer, die vor Kurzem noch hinter den Barricaden gestanden, um die die Kugeln gesaust, und die das Blut ihrer Brüder bespritzt hatte. Sie alle waren durch königliche, schöne Worte, die dem Unbefangenen nicht selten wie Ironie klangen, aus Helden — in Knechte verwandelt worden. Pfui! der sclavischen, elenden Gesinnung. — —

Die Leichen der im Kampfe Gefallenen waren vor ihrer feierlichen Beerdigung in die Kirche am Gensd'armenmarkte gebracht, etwa 40 ohne Särge, weil in der Eile nicht genug geschafft werden konnten. Es gewährte nun einen unbeschreiblich erschütternden Anblick, wenn man in der Nacht in die Kirche trat, und diese unerhörten Massen von Leichen und

Särgen vor sich sah. Gegen Morgen aber entwickelte sich hier eine Reihe von Scenen, welche auch die geschickteste Feder vergeblich zu beschreiben versuchen würde. Angstvolle Mütter, Töchter, Bräute u. s. w. traten in die Kirche ein, denn sie vermißten seit dem Kampfe ihre Männer, ihre Väter, ihre Brüder; sie suchten angstvoll unter den Todten, sie gingen mit stieren, trocknen Augen von Reihe zu Reihe, bis sie endlich in dem dämmerden Morgenlichte, welches noch mit den Strahlen des Mondes kämpfte, die geliebten Züge der Verewigten erkennen. Ein Angstgeschrei, und sie stürzen händeringend neben den Todten nieder. Von Minute zu Minute erneuern sich die Scenen. Ein junger Geistlicher, der im vollen Ornate neben den Leichen stand, war zuletzt ganz erschöpft von dem mühevollen Werke der Tröstung. Unter den Todten befanden sich auch fünf Frauen und zwei zwölfjährige Knaben. —

Den 22. März fand die Beerdigung eines Theiles der in der Nacht vom 18. zum 19. März gefallenen kühnen Kämpfer des Volkes statt, ein Begräbniß, so großartig, wie Berlin noch nie eins gesehen hat.

Schon vom frühesten Morgen an war die Stadt in größter Bewegung, und allerwärts begannen die Vorbereitungen zu der auf Nachmittag 2 Uhr anberaumten Leichenfeier. Die verschiedenen Körperschaften, die an dem großen Zuge theilnehmen sollten, versammelten sich an verschiedenen Orten: nie Studenten im Universitätsgebäude, der Handwerkerverein im Posthof, die Kaufmannschaft an der Börse, die Gewerke an mehreren Plätzen u. s. w. Nachdem sich Alles geordnet, zog man um 1 Uhr nach dem Versammlungsplatze, wozu der Gensd'armenmarkt und dessen Umgebung bestimmt war. Um halb 2 Uhr fand die kirchliche Feierlichkeit statt. Tausende von Menschen füllten bereits die Straßen, Tausende drängten sich vor der neuen Kirche am Gensd'armenmarkte, und hatten die große Treppe des Schauspielhauses, die des französischen

Thurmes, alle Fenster und selbst die Dächer besetzt. Die ganze Stadt war schon am Vormittag mit deutschen Fahnen geschmückt worden. Kein Haus, aus welchem nicht einige Fahnen wehten, kein Staatsgebäude, auf dem sie nicht aufgepflanzt waren; ein begeisternder Anblick! Neben der deutschen Fahne auf dem Schlosse pragten auf dessen vier Ecken schwarze Trauerfahnen; ebenso wehte auf dem Palais des hochseligen Königs die Trauerfahne neben der schwarz=roth=goldenen, auf den Ministerien und allen Thürmen. Die Statuen der Helden Scharnhorst, Blücher und Bülow waren gleichfalls mit deutschen Fahnen geschmückt. Nachdem sich der große Trauerzug geordnet hatte, wurden die zahlreichen Leidtragenden von dem für die Leichenbestattung gewählten Ausschuß in die Kirche geleitet, vor deren Thüren die Ausschußmitglieder Stadtrath Schulze und Stadtverordnete Dr. Veit und Justizcommissar Lewald ihre Plätze genommen hatten. Vor dem Altare hatten sich unter Führung des Bischofs Dr. Neander die evangelischen Geistlichen unserer Stadt und derer vieler Nachbarstädte bereits seit 12½ Uhr versammelt, um die Leidtragenden zu empfangen. Die katholische und jüdische Geistlichkeit stand an den Kirchthüren. Unter sanfter Orgelbegleitung wurde der Choral „Jesus meine Zuversicht" angestimmt, worauf Geistliche und Leidtragende, unter Vortritt des Stadtschulraths Schulze, die Kirche verließen und zu den Särgen sich begaben. Diese standen nämlich frei auf einem in der Nacht errichteten und dem ernsten Zwecke gemäß verzierten Katafalk vor der Kirche, wohin sie gestern getragen worden waren. Die Säulen=Façade des Gebäudes war mit schwarzen, lang herabwehenden Trauerflören behangen, und eine Terrasse von Grün und Blumen baute sich auf einem Mittelgange zwischen den Särgen die Treppe hinauf. Fast jedem Sarge war ein Namenszettel angeheftet und darüber prangte ein frischer Kranz und anderer Blumenschmuck. Mit diesen einfachen Verzierungen versehen, standen die 187 Särge an der großen Freitreppe der

neuen Kirche. Zu dieser Treppe begaben sich unter dem Geläute der Glocken die Geistlichen der verschiedenen Bekenntnisse. Hier hielt zuerst der Prediger Sydow eine kurze Weiherede; ihm folgte der Ober-Caplan der katholischen Kirche, Ruland, und diesem der Rabbiner Dr. Sachs, worauf die Särge auf die Bahren gehoben wurden.

Es war dies eine feierliche, mächtig ergreifende Stunde — denn so lange währte diese Feier, während welcher eine wahrhaft andächtige Stille auf dem weiten Platze und in den anstoßenden Straßen herrschte, obwohl, so weit das Auge sah, die Trauerversammlung reichte und außerdem aus allen Fenstern und von den Dächern der umliegenden Häuser Zuschauer herniedersahen. Alle aber bewegte sichtlich die Heiligkeit dieser ernsten, großen Stunde. Etwa um 3½ Uhr setzte sich der Trauerzug, ein Zug, wie ihn Berlin noch nie gesehen hat, in Bewegung. Es mochte wohl eine Anzahl von wenigstens **20,000** Personen sein, als: Bürger, bewaffnet und unbewaffnet, Studenten, Handwerker, Beamte, Künstler, Gelehrte, Lehrer, Schüler, Arbeiter u. s. w., die mit mehreren hundert Fahnen den ungeheuren Zug bildeten. Alle waren in schwarzer Kleidung mit der deutschen Cocarde geschmückt, bis auf vier Officiere und Unterofficiere in Uniform (mit Trauerflor) und einige Barricadenkämpfer in derselben Kleidung, in welcher sie auf den Barricaden gestanden. Mehrere im Zuge trugen den Arm in der Binde, oder hatten Tücher um den Kopf geschlungen, der Wunden wegen, die sie im Kampfe erhalten. Ergreifend war der Anblick der Abtheilung von Leidtragenden, der weinenden Eltern, Geschwistern, Frauen und Kindern der Gefallenen. Man sah, daß die größere Anzahl unbemittelten Ständen angehörte. Zwischen den Leidtragenden gingen tröstend die Seelsorger aller Bekenntnisse, die evangelischen, katholischen, christ-katholischen und jüdischen Geistlichen, alle in der Amtstracht und in außerordentlicher Anzahl. Ihre Sorge war, die Trauernden, die Wittwen und

Waisen, die in Thränen schwammen und sich ihres Schmerzes nicht erwehren konnten, zu trösten.

Der Zug nahm den Weg von dem Gensd'armenmarkte bei dem Schauspielhause vorbei, nach der Charlottenstraße bis zu den Linden, diese entlang bis zum Opernplatz. Die verschiedenen Musikchöre der königlichen Capelle, des königsstädtischen Theaters, des Herrn Joseph Gungl u. s. w. begleiteten den Zug und spielten Trauermärsche und Choräle, meistens die Melodie: „Jesus meine Zuversicht."

Langsam und feierlich bewegte sich der Zug immer weiter vorwärts. Unbedeckten Hauptes ließ ihn das in vielen Tausenden versammelte Volk vorüberziehen. Kein Auge blieb ohne Thränen! — Ein rührend-feierlicher Moment trat am Opernplatze ein. Der weite Raum hier war unabsehbar mit Menschen angefüllt, doch in dem Augenblicke, wo die Spitze des Zuges sichtbar wurde, herrschte eine lautlose Stille. Da stimmte von der Treppe des Opernhauses ein Sängerchor, bestehend aus Mitgliedern des königlichen Theaters, der Sing-Academie und des Domchores den Choral: „Jesus meine Zuversicht" an. Die sanften, schönen Klänge drangen durch die tiefe Stille, die über der Volksmasse schwebte, und bewegten die Brust mit Wehmuth und Erhebung zugleich! — —

Ein zweiter erschütternder Augenblick war der, als der Trauerzug am Schloß vorbeiging. Sobald nämlich die Spitze desselben das zweite Portal erreicht hatte, trat der König, umgeben von Ministern und Adjutanten, heraus auf den Balcon; zwei Trauerfahnen wurden von dort herabgesenkt und die dreifarbige in der Mitte Beider gleichfalls grüßend geneigt. Der König begrüßte die Todten, indem er den Helm abnahm, und blieb entblößten Hauptes, bis die Särge vorüber waren. Dieselben wurden in Abtheilungen getragen; bei jeder Abtheilung erschien der König wieder und brachte denselben Gruß dar.

Ueber zwei Stunden dauerte es, bis der Zug am Schloß vorüber war.

Von dort ging der Zug die Königsstraße entlang und über den Alexanderplatz zum Landsberger Thore hinaus. Einen unbeschreiblich mächtigen Eindruck gewährte es, als die Reihen der Särge, von der Abendsonne beleuchtet, die Höhe vor dem Landsberger Thore hinaufgetragen wurden und ein Jeder im Stande war, den mächtigen Zug wenigstens theilweise in seiner unabmeßbaren Länge zu übersehen. Das Landsberger Thor war mit Blumen, Blumentöpfen, Kränzen, Eichengewinden und einer Tafel mit der Inschrift: „Zum Andenken der Gefallenen" geschmückt.

Trotzdem, daß eine ungeheure Menschenmasse auf den Beinen war, ging doch die ganze Feierlichkeit mit einer solchen Ordnung und Ruhe, ja fast einer tiefen Stille vorüber, daß es einen ergreifenden, ich möchte sagen einen heiligenden Eindruck auf die Seele machte. Die vorbereitenden Einrichtungen und Anordnungen waren allerdings auch von dem gewählten Ausschuß mit der sorgfältigsten Umsicht getroffen worden, und es war Alles geschehen, um jede Unordnung zu verhüten. Von mehreren Tausend Mitgliedern der Bürgergarde, Studentenschaft und des Handwerkervereins waren Spaliere gebildet, die den Pfad offen erhielten und mit musterhafter Genauigkeit und seltener Hingebung die Ordnung handhabten. Ebenso rühmenswerth, wie die äußere Ordnung erhalten wurde, war auch Seitens des Ausschusses die schwierige Entfaltung des großen Zuges geordnet, der sich folgendermaßen in Bewegung setzte:

Eine kleine Abtheilung bewaffneter junger Leute, Gymnasiasten mit Gewehren und Säbeln, eine Abtheilung des Handwerkervereins, mit Säbeln bewaffnet, ein Trupp mit Gewehren bewaffneter Bürger, geführt von einem Fahnenträger (Urban), sechs berittene Bürger, Musiker und Sängerchor, ein Banner mit einer allegorischen Darstellung, von Bürgern

begleitet, die Berliner Schützengilde, Deputationen der Potsdamer, Magdeburger und anderer Gilden, die schwarz-roth-goldene Fahne, Mädchen in Trauer, Kränze auf Sammetkissen tragend; 34 Särge zu zwei und zwei getragen, von Marschällen geleitet, ein Zug mit Säbeln Bewaffneter; 6 Särge, ein Zug Trauermarschälle, 31 Särge, 4 uniformirte Schützen, ein Zug Bürger und Trauermarschälle, mehrere Gewerke mit Fahnen und Insignien, 10 Särge, eine Abtheilung Bürger, mit Gewehren bewaffnet, 4 Särge, ein Musikchor und ein Zug Trauermarschälle, ein Zug Italiener mit der grün-roth-weißen Nationalfahne, unter ihnen die Sänger der italienischen Oper, 1 Sarg, Trauermarschälle und Bürger; die polnische Legion mit Säbeln bewaffnet, vor ihr her ward die polnische roth-weiße und die deutsche Fahne getragen; 2 Särge, ein Zug Trauermarschälle, Gewerke; 4 Särge, ein sehr langer Zug von Gewerken; 11 Särge, ein Zug Bürgerwehr; 8 Särge, und zwischen ihnen 4 Scharfschützen, 4 deutsche Fahnen, ein Zug mit Säbeln und Gewehren Bewaffneter, ein Gewerk; die den Barricaden-Kämpfern des Frankfurter Thor-Bezirks gewidmete weiße Fahne mit einem Trauerrand; eine Abtheilung Bürger mit Gewehren; 23 Särge, welchen zahlreiche Leidtragende folgten; eine Abtheilung Bürgerwehr, ein Musikchor, ein Zug Gewerke; 13 Särge, ein von einer deutschen Fahne geführter Zug; 1 Sarg, ein Gewerk; die Kaufmannschaft, voran zwei Marschälle mit der deutschen Fahne, denen ein Trupp Büchsenschützen folgte; 5 Särge, jeder einzelne von mehreren Marschällen geleitet; die junge Kaufmannschaft mit ihren Marschällen schloß sich an, dieser folgten 21 Särge, Gewerke, Musikchor, ein langer Zug Bürger mit Marschällen, 6 Särge, eine kleine Abtheilung bewehrter Bürger, Gewerk mit Bannerträger, 1 Sarg, ein Gewerk, 5 Särge, ein Zug Bürger mit zwei deutschen Fahnen, ein Gewerk; ein umflorter Kindersarg, ein langer Zug Bürger, unter denen die Geistlich-

keit aller Bekenntnisse, die Leidtragenden begleitend. Diesem Zuge schlossen sich an: der Rector und die Decane der Universität in den Amtstrachten, die bewaffneten Studirenden, voraus das Reichsbanner und die deutsche Fahne; eine Abtheilung des bewaffneten Handwerkervereins der Johannisstraße, ein Zug Marschälle, ein Zug Büchsenschützen, die Schriftsteller, welchen die deutsche Fahne vorausgetragen wurde, die Malmene'schen Knaben, ein Zug Bürger, die Abgeordneten auswärtiger Städte, voran die deutsche Fahne, unter welchen die Städte Charlottenburg, Spandau, Potsdam, Brandenburg, Stettin, Fürstenwalde, Breslau, Frankfurt, Magdeburg, Halberstadt, Braunschweig, Hamburg u. s. w.; der Magistrat und die Stadtverordneten mit den umflorten Amtszeichen, eine Trauerfahne, umgeben von Bürgerwehr, ein langer Zug der Bürgerwehr, zwischen denen abwechselnd bewaffnete Gymnasiasten, jedes Gymnasium mit eigener Fahne und Marschällen, die Communalbeamten, Musikchor, der Präsident v. Minutoli, zahlreiche Trauermarschälle und Fahnenträger, Musikchor, Gewerke, unter ihnen ein bekränzter Arbeiter in der Blouse (Gustav Hesse aus Halle), bei dessen Erscheinen die diensthuenden Bürgerwehren das Gewehr präsentirten und alle Häupter sich entblößten (Hesse hatte in der Nacht des 18. März besonders tapfer gefochten); die Borgsig'schen Arbeiter mit zwei deutschen Fahnen, ebenso die Egell'schen und Rüdiger'schen, die der Eisengießerei der Nation und die Siegel'schen, ein Zug Gewerbe, eine Abtheilung Bürgerwehr, ein mit zwei Pferden bespannter Leichenwagen, ein Zug Trauermarschälle, Gewerke, die Wöhler'schen und Weber'schen Arbeiter, die Arbeiter der National-Maschinenbau-Anstalt in Moabit, Gewerke, ein Zug unbewehrter Handwerker.

Drei und eine halbe Stunde dauerte der Zug. Auf der Höhe des Friedrichshains war ein Altar errichtet und vor demselben auf hoher Säule ein Banner aufgepflanzt. Ein

großes gemeinschaftliches Grab nahm die Särge auf. Es war im Viereck so ausgeschaufelt, daß der ganze Zug durch die Mitte der zu beiden Seiten aufgestellten Särge hindurchmarschiren konnte. An der weiten, offenen Gruft hielt der Prediger Sydow die Gedächtnißrede. Er innerte daran, was die Gefallenen erkämpft; wie sie die neue Zeit heraufgeführt und die Sache der Freiheit mit ihrem Blute besiegelt. So hätte man das jetzt erreicht, was 1813 begonnen worden, so ginge man getrosten Muthes der Zukunft entgegen und gedächte in diesem Augenblicke mit Rührung und Dank der auf beiden Seiten Gefallenen, welche für ihre Ueberzeugung pflichtgetreu gekämpft. Aus dem Grabe ertöne daher der Ruf: Friede, Eintracht, Liebe 2c. Mit einem Gebet schloß die ergreifende Rede. — Hierauf sprach der Bischof Dr. Neander den Segen, worauf die Fahnen über die Gruft gesenkt und die Ehrensalven der Schützengilde gegeben wurden. Noch hielt der Assessor Jung eine Rede, womit die Feier beschlossen wurde. Während aber die Feier hier zu Ende war, dauerte der Zug noch fort, und es verging eine Zeit, bis alle Theilnehmer die Gruft erreicht hatten. Diese blieb unter dem Schutze der Bürgerwehr noch geöffnet. Viele stiegen hinab, um von den theuern Todten, den heldenmüthigen Kämpfern, den letzten Abschied zu nehmen.

Die Zahl der in den Tagen vom 13. bis 19. März Gefallenen ist nicht genau ermittelt worden und wird sehr verschieden angegeben. In einigen Berichten ist die Zahl offenbar übertrieben und ihnen ist nicht zu trauen, noch weniger aber denen, die die Anzahl der Gebliebenen auf ein paar Hundert reduciren wollen. Die oben erwähnten 187 Beerdigten waren bei weitem nicht die sämmtlichen Gebliebenen des Volks, sehr viele Familien hatten ihre Angehörigen in Erbbegräbnisse oder neben den Gräbern der Ihrigen auf den Kirchhöfen beerdigen lassen. Eine große Anzahl, die sich noch unter den Verwundeten befand, starb später. Nach allgemeinen Berichten

und einer daraus genommenen Durchschnittssumme mag die Gesammtzahl der Gebliebenen gegen 12- bis 1300 betragen. Das Militair soll allein gegen 900 Todte und gegen 2000 Verwundete gehabt haben. Die Zahl der Verwundeten aus den verschiedensten Ständen des Volks wurde auf 1000 geschätzt.

Verzeichniß

der an den Märztagen Gefallenen.

Friedrich Gebhardt, Müllergeselle. Carl Borcharding, Tischlergeselle. Adelaide Behm, geb. Neumann, Arbeitsfrau. Joh. Andreas Trost, Schuhmachermstr. Carl Fr. Müller, Bäckergeselle. Jul. Hintzpeter, Buchbindergeselle. Fr. Chr. Hagenhausen, Maschinenbauer. Auguste Wenzel, unverehel. Gottl. Anders, Arbeitsmann. Bartenfeld, Arbeitsmann. Mengel, Buchbinderges. Chr. Hoffmann, Weber. Herrmann, Zimmerges. Hahn, Tischlerges. aus Dresden. Carl Heinr. Gust. Graf, Seidenwürkerges. Maston, Tischler. Friedrich Dill, Arbeitsmann. Friedr. Girn, Hausknecht. Schultz, Raschmacher. Carl Hartmann, Arbeitsmann. Frl. Charl. Dammbach, Ober-Steuer-Inspectors-Tochter. Moritz Kohn, Handlungsdiener. Magnus Bernstein, Buchdrucker aus Ellrich. Levin Weiß, Student aus Danzig. Herrm. v. Holtzendorff, Stud. jur. aus Jagow bei Prenzlau. Ludw. Wilh. Franke, Buchhalter im Schickler'schen Handlungshause. Louis Sabatier, Buchhalter. Carl Clauß, Schlosserges. Carl Schötensack, Arbeitsmann. Moll, Malergeh. Heuscher, Maschinenmstr. Albert Leitzke, taubstummer Knabe. Wilhelm Bumcke, Schiffer. Unterloff, Arbeitsm. Fr. Rudolph, Schlosserges. Kumhold, Arbeitsm. Carl David Schlansky, Seidenwürkerges. Faß, Maschinenbauer. Carl Mühlhoff, Schlosserges. August Fehrmann, Malerlehrl. beim Maler Talmatey. Hohendorff, Hausdiener. Altekopf, Arbeitsm. aus Charlottenburg. Wilhelm Braun, Eisenbahninsp. Bruggemann, Tapezier. Fr. Eduard Edmann, Tischlergeselle. Freund, Tischlerges. aus Berlin. Hoffmann, Schuhmacher aus Leipzig. Benno Hinz, Schneider aus Königsberg i. Pr. M. Heissler, Sattlerges. aus Berlin. Koch, Schlosser. Caroline Kleinfeld. Körting, Schuhmacherges. aus Halberstadt. Kalinsky, Tischlerges. Knicker-

berg, Tischlergeselle. Klett, Speisewirth. Kessez, Schneidergeselle. Carl Gottl. Heinrich Mailand, Schlosser. Nizelsky, Schneider. Priebe, Schneidergeſ. aus Neu-Stettin. Carl Pahmann, Schmiedelehrling. Wilh. Riemer aus Dammsgarten bei Wollin. F. W. A. Richter, Lederwaarenfabrikt. Rupprecht, Condit. C. Schröder, Schuhmacher. Steinau, Tischlergeſ. aus Leipzig. Specht, Tapezier. Louis Schulz, Riemerlehrl. Voigt, unbekannt. Daniel Fr. Würdig, Kattundrucker. Werlein, Tischlergeselle aus Berlin. Christine Wegemann aus Christianstadt. Wegener, Tischlergeselle. Deichmann, Zimmergeſ. Hachar, Tischlergeſ. Behnert, Schneidergeselle aus Berlin. Carl Wener, Kleidermacher. Ferd. Lamprecht, Maschinenbauer. Gustav Ad. Matthes. Wehrlein, Tischlergeſ. Heinrich Hesse, Hausknecht. Ad. Wilhelm Lankford, Kunstgießer. Klein, Arbeitsm. Engel, Büchsenmachergeselle. Rudolph Müller, Tischlergeſ. Werpel, Maurergeselle. Casimir Pätzel, Arbeiter bei Wöhlert. Freund, Tischlergeſ. Franz Gieseler, Maurergeſ. Frankenberg, Schlossergeselle bei Borsig. Jungmann, Zeugschmidt. Christ. Fr. Wilhelm Tuischke, Knecht in Willmersdorf bei Schulzen Bliss. Kemnitz, Zeugschmiedegeſ. bei Mstr. Wöhlert. Seiffert, Seidenwürkergeſ. Hering, Schneidergeſ. Carl Lud . Kuhn, Knabe, 12 Jahr alt. Ad. Thiemann, Schneidergeselle. Caspar Sprotte, Tischlergeſ. Puls, unbek. Junge, Arbeitsm. Johann Rudolph, Schlossergeſ. Carl Friedrich Herrmann Lemcke, Korbmacherlehrl. Florian von Skoczynsky, Kaufmann aus Fraustadt im Großherzogthum Posen. Jean Bonn, Buchbindergeſ., unbek. Friedr. Stahlberg, Zimmergeſ. Johann Friedrich Thämler, Colorist. Mauer, Seidenwürkergeſ. Carl Friedr. Heintze, Schuhmachergeſ. George Schubach, Webergeſ. Ernst Friedrich Rudolph Zinna, Schlosserlehrling. Friedrich Waldschischeck, Töpfergeſ. Kirchner, Möbelpol. Christ. Schmidt, Schlächtergeſ. Gustav von Lensky, Reg. Ref. Johann Krüger, Kupferschmidt. Friedr. Schultz, Tischlergeſ. Ernst Dressler, Bildhauer. Reichstein, Schneidergeſ. aus Ohlau. Arnold, männl. Leiche. Siebert, männliche Leiche. Häger, Tischlergeselle. Bauerfeld, Arbeitsmann. Carl Wilhelm Johann Eben, Knabe. Zimmermann, Schneider, unbek. Ferdinand Bürkner, Tischlergeſ., unbek. Graubaum, Tischlergeſ. Brehmer, Vergoldergeh., unbek. Wilh. Glotz, Tischlergeſ. Wilhelm Hintze, Tischlergeselle. Böhm, Buchbindergeſ. a. Bromberg. Behnert, Schneidergeſ. H. l. Rosenfeld, geb. Eichelmann, Arbeitsmannsfr. Leopold Brünn, Kattundr.

Friedr. Christian Riebe, Kattundr. Wilhelm Würdig, Kattundr. Carl Wilhelm Blumenthal, Privat-Secretair. Ludwig Ranck, Maurerges. Franz Aug. Gottlieb Schmidt, Tischlermstr. George Gehrke, Schmiedeges. Rahmig, Maurerpol. und Straßenaufseher. Franz Isaac Seiffert, Handlungsdiener. Flügge, Tischlermeister. Tillack, Schlosser aus Sorau. Jungmann, Zeugschmidt. August Behmer, pens. Grenz-Aufseher. Fuchs, Seidenwürker. Anclam, Schuhmacherges. Wendt, Tischlermstr. Wackerhagen, Vergolder. Ludwig Studir, Kattundrucker. Ohm, Tischlerges. Die Namen der übrigen Gefallenen sind nicht zu ermitteln.

Die Zerstörung der Maschinen-Nagelfabriken zu Elterlein und Mitweida in Sachsen.

Von dem edlen Aufschwunge der Geister, wo man in glorreicher Erhebung ein drückendes Joch zerbrach, das seit grauen Tagen den Nacken deutscher Völker wund gedrückt, fällt unser Auge trauernd auf jene schlechten Auswüchse des edlen Baumes, der, gepflanzt in den Tagen der Neuzeit, uns durch goldene Früchte erfreut. Mit Wehmuth blicken wir bei hohen, edlen Errungenschaften auf die Schmach nutzloser gemeiner Excesse, roher unsinniger Zerstörungswuth, womit niederer Pöbelsinn, keiner edleren Erhebung fähig, das Banner der Freiheit besudelte, in der Meinung — die goldene Freiheit bestehe in erschrecklicher Willkür, in verderbenbringendem Faustrecht, in der Auflösung aller gesetzlichen Ordnung. Auch unser sonst so friedliches Sachsen hat solche Ausbrüche roher Wuth und Zerstörungssucht zu beklagen. Doch sind es, Gott sei Dank! nur wenige gewesen. Mögen sie nie wiederkehren! —

Eine solche nutzlose Zerstörung wurde an den Maschinen-Nagelfabriken zu Elterlein und Mitweida verübt. —

Bereits seit langer Zeit hegten die Nagelschmiede von Scheibenberg, Ober- und Unterscheibe, Markersbach, Mit-

weida, Raschau, Elterlein, Grünhain, Schwarzenberg u. s. w. einen geheimen Groll gegen die genannten Nagelfabriken, durch welche sie sich in ihrem Geschäft beeinträchtigt glaubten, was jedoch keineswegs der Fall war, da diese Fabriken ihren Absatz fast ausschließlich nach dem Auslande bewirkten. Das mochte jedoch jener Theil des Volkes nicht einsehen, und es entspann sich eine förmliche Verschwörung unter jenen Nageschmieden, deren Rädelsführer zu dem Zwecke förmlich herumgereist sein sollen. Am 29. März, in den frühesten Morgenstunden, rückten die vereinten Nagelschmiede (nur Wenige hatten sich eines Bessern besonnen) aus, und zwar vor die Maschinen=Nagelfabrik der Herren Zimmermann und Leinrock in Elterlein. Beim ersten Anprallen wich dieser Haufe zwar dem entschiedenen Widerstande, der ihm von den dortigen Arbeitern und Elterleiner Bürgern zum Schutze der Maschinen und zur Aufrechthaltung der Ordnung entgegengestellt wurde, und zog sich zurück. Beim zweiten Anlaufe jedoch, wo der Widerstand schwächer war und von Seiten der Elterleiner Bürgerschaft gar nichts gethan wurde, bemächtigten sich die Aufwiegler des Fabrikgebäudes und zertrümmerten und zerstörten alle Maschinen, zerschlugen die Vorräthe, zerrissen die Handlungsbücher und hausten auf eine entsetzliche Weise. Bei der reichlichen Stärkung und Erquickung, die sie nach dieser Heldenthat nun in Branntwein zu sich nahmen, erklärten sie, wie sie alsbald der Maschinen=Nagelfabrik des Hrn. Gust. Jahn in Mitweida einen ähnlichen Besuch abstatten würden. Das hatte Jahn schon früher befürchtet und bereits beim Kreisamte zu Schwarzenberg um militairische Hülfe gebeten. Seine Freunde und seine Arbeiter, welche letztere wohl fühlten, welche große Verdienste er sich bei der vorjährigen Hungersnoth um sie erwoben, standen ihm wohlgerüstet zur Seite, obgleich sie wußten, daß die Vertheidigung schwer sein würde, namentlich, da das requirirte Militair erst spät eintreffen konnte, und von Mitweida aus nichts oder nur

sehr wenig gethan wurde. Trotzdem wurden die Vertheidiger des Jahn'schen Eigenthums unter sich einig, von der Schußwaffe nur im äußersten Falle Gebrauch zu machen. Gegen halb 3 Uhr kam die Nachricht, daß die Tumultuanten im Anzuge seien. Zu gleicher Zeit kam aus Schwarzenberg eine Hülfsschaar, meist aus Freiwilligen, zum geringsten Theile aus dortigen Schützen und Jägern bestehend, an. Bald darauf erfolgte unter unbeschreiblichem Toben und Schreien von Seiten der Ruhestörer der erste Anlauf, den man mit Bajonneten und Sensen zurückzuhalten suchte. Einzelne der Tollkühnsten drangen trotzdem herein, wurden aber alsbald überwältigt und gefesselt. Schon jetzt hatten die Meuterer mehrmals geschossen. — Sie zogen sich zurück. Doch war ihre Wiederkehr in größerer Masse und mit gesteigerter Wuth zu erwarten, darum hoffte man sehnlichst auf Hülfe, besonders von Scheibenberg — aber Niemand kam. Der zweite Angriff der Tumultuanten wurde indeß ebenfalls zurückgeschlagen. Der dritte Angriff erfolgte aber in so berechneter Ordnung und ward mit so dichtem anhaltenden Steinhagel eröffnet, daß auf dem Gehöfte zu bleiben eine Unmöglichkeit war.

Die Vertheidiger zogen sich, von den Schüssen der Angreifer verfolgt, in die Fabrikgebäude zurück. Nun ward auch von Seiten der Vertheidiger von der Schußwaffe Gebrauch gemacht, was Jahn bis hierher immer zu verhüten gewußt. Bald aber machte er selbst dem Kampfe ein Ende dadurch, daß er an der Spitze der Vertheidiger abzog, verfolgt von der wüthenden Rotte. Doch gelang es ihm und allen Uebrigen zu entkommen.

Als die Rotte Herr des Kampfplatzes war, entfaltete sie eine Thätigkeit, die Kannibalen zur Ehre gereichen würde. Alles ward zerstört! Nicht bloß die Maschinen und alle Vorräthe wurden vernichtet, sondern auch alle Thüren der Wohn- und Fabrikgebäude zertrümmert, alle Fenster und Fensterkreuze

zerschlagen, kein Möbel blieb unversehrt, von einem Fortepiano buchstäblich nicht eine Taste ganz! Nichts entging der Vandalenwuth, die im aufgesprengten Weinkeller sich mehr und mehr entzündete. Selbst die Wände der Gebäude wurden theilweise durchbrochen. — Daß genug dabei gestohlen ward, läßt sich denken. Manches davon erlangte man wieder, aber meist im beschädigten Zustande. Jahn's Arbeiter und Diener bewährten selbst da, wo sie den rohesten Mißhandlungen ausgesetzt waren, ihre Treue aufs Trefflichste, besonders ein Dienstmädchen, Namens Weber. Gegen 7 Uhr Abends war eine Abtheilung Militair im Nachbardorfe eingetroffen. Am 30. früh rückte es auf den Platz des Kampfes und der Verwüstung, und das Einziehen der Rädelsführer begann, die sofort nach Zwickau transportirt wurden. —

Der verübte Schade war ein sehr bedeutender. Zu beklagen waren namentlich auch die unglücklichen Arbeiter, die durch die Zerstörung der Fabrik plötzlich arbeits- und brodlos geworden waren.

Die Verwüstung des Schlosses in Waldenburg.

Im schönen Muldenthale, eine Zierde der reizenden Gegend, thronte das Schloß Waldenburg. Seine Zinnen schauten hoch hinein in die herrliche Umgebung, die Strahlen der Abendsonne spiegelten sich in den blinkenden Fenstern und der uralte Thurm ragte wie ein Wächter aus vergangenen Tagen in die neue Zeit. Ich habe das herrliche Gebäude oft geschaut, wie es, die Krone der Gegend, mit fürstlicher Pracht von seiner stolzen Höhe herab die Augen des Wanderers auf sich zog. Mit einem tiefen Seufzer muß ich ausrufen: es ist hin! Seine Pracht sank in den Staub. Doch nicht vom Zahn der Zeit zernagt, nicht vom ewigen Gesetze der Natur gefällt, sank die



Lith Anst v J Breyer

Gustav v. Struve.

Anführer der Republikaner.

geselle, und nahm das Wort. „Hört," sprach er, „der Fürst hat mich betrogen, er hat uns Alle betrogen. Kommt hinauf zum Schloß. Wir wollen Gerechtigkeit haben, er soll uns Antwort geben und wir wollen ihn fragen, was er mit den vielen Millionen gemacht, die er von uns erpreßt, er muß sie herausgeben." —

Der jauchzende Zuruf eines wilden Haufens, der den Sprecher umgab, kündete Beifall, und der Zug setzte sich unter Musik und Gesang in Bewegung nach dem Schlosse, nachdem der gutgesinnte Theil der Versammlung nach Hause gegangen war und die Nachricht verbreitet hatte, daß der Stadt Gefahr drohe.

Der Fürst Victor von Schönburg-Waldenburg war indeß ruhig in seinem Schlosse. Er glaubte sich im Besitze der Liebe seiner Unterthanen und ahnete deshalb nicht, welche drohende Wendung die Volksversammlung für ihn genommen. Vor der Stadt hatte sich mittlerweile ein in den Dörfern der Umgegend stehendes starkes Bataillon vom dritten Linien-Infanterie-Regiment zusammengezogen, eine Schwadron Reiterei stand ebenfalls bereit, das Schloß zu schützen. Es war aber schon zu spät. Wäre das Schloß früher von Truppen besetzt worden, so wäre es, vermöge seiner Lage und Oertlichkeit, leicht gewesen, dasselbe vor Zerstörung zu schützen; allein das war nicht geschehen; theils weil die Volksversammlung zu Anfang sich ganz ruhig verhielt und auch die Erklärung gegeben hatte, keine gewaltsamen Schritte zu unternehmen; theils, weil vermöge der Mißstimmung, die sich schon gegen das Zusammenziehen und Aufstellen des Militairs gezeigt, vorauszusehen war, daß bei einer militairischen Besetzung des Schlosses gleich von vorn herein ein blutiges Zusammentreffen mit den erregten Volksschaaren unvermeidlich gewesen wäre.

Der Volkshaufe zog also vor das Schloß, die Freiheitsfahnen mit den deutschen Fahnen prangten an ihrer Spitze;

aber — Schmach dem rohen Haufen, der sie an diesem Tage durch unerhörte Gräuel entehrte! In solche Gesellschaft paßt das ehrenhafte deutsche Banner nicht. — Die Fürstin war schon früher geflohen, der Fürst eilte erst jetzt mit einem seiner Söhne durch den Garten; nur mit Widerwillen floh er und mußte fast gewaltsam von treuen Dienern fortgeführt werden. Auf seiner Flucht wurde er noch gemißhandelt, und ein Wagen, der angefahren kam, um ihn aufzunehmen, wurde um- und in den Chausseegraben geworfen, nachdem die Stränge abgeschnitten worden waren. Eine wüthende Horde drang nun unaufhaltsam in das Schloß, ihre Zahl wird auf Tausend angegeben; brüllend verlangte sie nach dem Fürsten. Dieser hatte sich unter den Schutz einer in der Nähe aufgestellten Schwadron leichter Reiter gestellt, welche nun von dem Volke mit einem Steinhagel begrüßt wurden. Das Cavaleriecorps sprengte hierauf in Masse den Schloßberg hinan und hieb auf dem Schloßplatze nach allen Seiten auf die tobende Volksmasse ein. Anfangs wich man, aber bald stand Alles wie angenagelt und leistete Widerstand. Mit Stangen, Brettern, Latten, Knüppeln und einem furchtbaren Steinhagel wurde das Militair angriffen und zurückgeschlagen; von wüthenden Steinwürfen verfolgt, zog es sich zurück.

Aus dem benachbarten Vorwerk wurden dann die Leiter- und Düngerwagen herausgeschafft, umgestürzt und eine Barricade errichtet, so daß die Reiterei nicht mehr angreifen konnte. Aus allerhand Rücksichten ließ man auch die Linientruppen und Schützen nicht in die Stadt einrücken, noch angreifen, und so kam es denn, daß das Werk der Zerstörung vollbracht wurde. Es war gegen 3 Uhr Nachmittags, als die entfesselte Horde in das Schloß eindrang. Nichts stellte ihrer Wuth ferner Schranken entgegen. Alles wurde auf eine furchtbare Weise zertrümmert, aus den Fenstern gestürzt, zerbrochen, zerschlagen und verbrannt. Mit den Glassplittern der prachtvollsten Spiegel zerschnitt

man die kostbarsten und werthvollsten Gemälde und zertrümmerte die großen goldenen Rahmen in die kleinsten Stücke. Die schönsten Flügel, Uhren, das ganze Mobiliar und Alles, was nicht niet=, wand=, band= und nagelfest war, wurde durch die Fenster auf die Straße geworfen, wo die unten Lauernden es in Empfang nahmen, um das Geschäft der Vernichtung mit aller Ruhe fortzusetzen. Der Schaden, der hier angerichtet wurde, ist kaum zu berechnen. Zwar widerstand die fürstliche Hauptkasse den Versuchen, in sie einzubrechen, doch fiel die Privatchatulle des Fürsten und der Fürstin, sowie die Pretiosen und alles Silberwerk in die Hände der Aufrührer, welche es keineswegs verschmäheten, sich in den Besitz des fremden Gutes zu setzen. Was sie nicht mitnehmen konnten, wurde blindlings vernichtet. Mit unvergleichlicher Ausdauer arbeitete die rohe Masse an dem Werke der Zerstörung. Ihre Wuth erreichte den höchsten Grad, als der Weinkeller erbrochen war, wo in kurzer Zeit die rohe Horde sich in trunkenem Zustande befand und nun erst recht mit aller der gesetzlosen Menge eigenen Thierheit hauste.

Die Reiterei versuchte jetzt noch einen Angriff, allein, das Terrain war ungünstig, ansteigend und mit Bäumen besetzt. Dreimal wurde der Angriff wiederholt und zurückgeschlagen, besonders, da nur von der blanken Waffe Gebrauch gemacht werden durfte. Man warf das Militair mit Steinen, schlug auf die Pferde mit großen Pfählen und errichtete schnell Barricaden, über welche einzelne Reiter beim letzten zurückgeschlagenen Angriffe setzen mußten.

Im Archive, wo man schon, soweit es anging, alle vorgefundenen Acten zerrissen hatte, wurde um 7 Uhr das erste Feuer angelegt, von wo aus es den vordern Flügel des Schlosses schnell ergriff. Am Treppenhause eines Schloßflügels, wo die im obern Stock befindlich gewesene werthvolle Bibliothek sich befunden, deren sämmtliche Bücher auf den innern Schloßplatz

hinabgeschleudert worden waren, wurden die Parterrezimmer mit zerschmetterten Meubles angefüllt, dann angebrannt und das Feuer mit den Büchern so lange genährt, bis Gewölbe und Decken borsten und die Flamme um sich griff.

In den prächtigen Zimmern der Mittelfacaden hatten die Zerstörer Holzstöße aufgeschichtet, welche sie in Brand steckten, bis die Flamme bald aus allen Fenstern schlug. Die Kanzleiräume wurden ebenfalls angezündet, wo die Acten, Actentische, Regale, Schränke u. s. w. eine furchtbare Gluth verursachten. Bald brannte das ganze Schloß. Tausende von Menschen lagerten sich im Garten, auf den Straßen und im Park und schauten dumpf und gefühllos, wenn nicht in vandalischer Wuth frohlockend, das Zerstörungswerk an. Der große steinerne Thurm, über **1000** Jahre alt, brannte an dem obersten Theile von der Hitze an und war Nachts 2 Uhr völlig ausgebrannt. Die von dem Volke auf dem großen Schloßthurme, der nur mit Lebensgefahr zu besteigen ist, ganz oben ausgehängte schwarz-roth-goldene Fahne erhielt sich lange, ehe sie von den Flammen ergriffen wurde; erst als der Stab völlig durchgebrannt war, stürzte auch sie.

Es war eine furchtbare Nacht. Schauerlich leuchteten die Gluthen des brennenden Schlosses weit in die Gegend hinein, blutroth schlugen sie an das Firmament — eine Brandfackel, entzündet von roher, thierischer Zerstörungswuth, die die Schandwerke des Pöbels beleuchtete! — Bang klopften die Herzen friedlicher Bürger, wie bald konnte Zerstörung auch über ihre Dächer hereinbrechen! Der Schlaf floh ein jedes Auge und der Menschenfreund klagte: Ach, daß die schöne, neu heraufgestiegene Zeit der Freiheit auch solche Früchte bringen muß!

Und als nun der neue Tag erwachte und der Morgen strahlte, da sah man erst den Gräuel der Verwüstung in seiner ganzen Größe. Das ganze Burggebäude, die Wohnung des Fürsten, die Orangerie waren niedergebrannt. Statt der frühern

Herrlichkeit nur öde Mauern und rauchende Trümmer. Stücken von zerbrochenem kostbaren Geräth allerwärts. In den Straßen und um das Schloß herum lagen die Federn aus zerschnittenen Betten an manchen Stellen 1 Fuß hoch und alle Bäume waren davon wie besäet. Im Schloßteiche schwammen die schönsten Meubeln, auch zwei prachtvolle halbzertrümmerte Forte-piano's lagen darin. Kurz, die Verwüstung war vollständig. Von gräuelhaften Scenen im Innern des Schlosses wußte man genug zu berichten. Auch sollen mehrere der Meuterer, die sich im Weinkeller des Schlosses vollgetrunken hatten, ihren verdienten Lohn gefunden haben und umgekommen sein. —

Erst mit dem grauenden Morgen zogen die entmenschten Verderber fort, nachdem sie bis 4 Uhr verwüstet und geschwelgt hatten und theilweise noch trunken waren. Unter ihnen soll sich auch eine Freischaar aus dem sächsischen und böhmischen Erzgebirge, die besonders Hand an's Werk gelegt, befunden haben.

Die blutigen Kämpfe in Mailand

vom 18. bis 23. März 1848.

Die Besitzung Oesterreichs jenseits der Alpen, das lombardisch-venetianische Königreich, war schon lange Zeit unzufrieden damit, unter die Botmäßigkeit eines deutschen Fürsten zu gehören, da es doch in Beziehung auf Lage, Nationalität u. s. w. einen integrirenden Theil von Italien bildete. Gern hätte es sich schon längst mit seinem Herzblute die Freiheit errungen, allein die Waffen des mächtigen österreichischen Kaiserstaates und Metternichs schlaue Politik, die ihre unsichtbaren Fäden überall zog und jedes Freiheitsgelüste im Entstehen zu unterdrücken wußte, dämpfte auch hier jedes aufflackernde Flämmchen im Entstehen. Massenhafte Heere standen dann stets gleich in Bereitschaft.

So war es auch jetzt, wo ein Heer von über hunderttausend Mann das Königreich besetzt hielt und sogar das Standrecht verkündet worden war. Die österreichische Politik hatte nicht ohne Grund Gefahr gewittert, denn durch die sicilianischen Vorgänge war der schon längst glimmende Funken zur gewaltigen Freiheitsflamme angefacht worden, und es bedurfte der Aufbietung aller Kräfte, um sie zu tilgen. Allein ein neues Ereigniß, folgenschwer für ganz Europa, griff mit gewaltiger Macht in das Getriebe der Politik. Während man noch in Wien berathschlagte, was auf die Petitionen der italienischen Unterthanen zu geben sei, ertönte die Sturmglocke von Notre-Dame und läutete das fränkische Königthum zu Grabe. Und als bald darauf auch Wien seinen Zwingherrn, den Tyrannen von ganz Deutschland, in die Flucht trieb, so jubelten die Lombarden hoch auf und die Mailänder griffen zu den Waffen, um sich von der österreichischen Herrschaft zu befreien. Daß Oesterreich Alles aufbot, um sich das rechtmäßig erworbene Besitzthum zu sichern, wollen wir ihm nicht verdenken, aber eben so wenig kann es der Lombardei verdacht werden, daß sie, wie jede andere Nation, nach dem Kranze der Freiheit langte, den ihr Zeit und Gelegenheit boten.

Sofort nach den Begebenheiten in Wien und dem Falle Metternichs fand man Briefe und Billets auf den Straßen von Mailand, worin die Bürger aufgefordert wurden, sich zu einem Hauptschlage bereit zu halten, da der Augenblick gekommen und die Hülfe fremder Mächte bereits zugesagt sei, die auch mit Bestimmtheit erwartet werden könne. Noch am 17. März Abends wurden die vom Kaiser Ferdinand bewilligten Zugeständnisse, nämlich Abschaffung der Censur und Einberufung der Stände zum 3. Juli durch zwei Maueranschläge bekannt gemacht. Man beeilte sich damit um so mehr, weil dem Feldmarschall Radetzky zu Ohren gekommen, daß den 18. der Aufstand losbrechen sollte, und so hoffte man, daß die Bekannt-

machungen einen guten Eindruck bewirken und die aufgeregten Gemüther beruhigen sollte. Allein das war nicht der Fall. Man hatte einmal den großartigen Entschluß gefaßt, die Oesterreicher wegzujagen und sich zu befreien, und dieser Entschluß wurde durch die Bekanntmachungen nur bei Allen befestigt. Das Schlimmste war nur, daß sich die Mailänder ganz ohne Vertheidigungsmittel befanden, denn ein streng gehandhabtes Gesetz hatte Jedem die Waffen verboten. Zahlreiche Haussuchungen hatten deshalb stattgefunden, und bei wem man ein Gewehr gefunden, der war streng bestraft worden. Nur den mit Jagdlicenzen Versehenen waren Jagdgewehre gestattet, und so waren nur die Wenigsten mit Schießgewehren versehen. Dagegen befand sich ein Castell vor der Stadt, wo die Kanonen Mailand von allen Seiten bedroheten, und dazu gegen **20,000** Mann Soldaten, Oesterreicher, Ungarn, Böhmen und Croaten. Doch trotzdem hieß es am Sonnabend Morgen: „Um zwei Uhr seid bereit!"

Diese Zeit kam, und trotz des Verbots, trotz des Regens, der in Strömen vom Himmel herabfiel, sammelten sich Volksmassen mit Allem versehen, was nur als Waffe dienen konnte, als: Gewehren (deren aber nur wenige), Hellebarden, Säbeln, Pistolen, Dolchen, Aexten, Eisenstäben, Stangen u. s. w., und bewegten sich durch die Straßen. Zwei Stunden darauf waren Hunderte von Barricaden fertig, wovon die erste von der Kutsche des Vice-Gouverneurs O'Donnell errichtet wurde. In wenigen Minuten war das Straßenpflaster aufgerissen und die schweren Granitplatten der Trottoirs wurden entweder vor Gräben, die man quer über die Straße zog, oder vor den aus Wagen, Meublen aller Art, Holz rc. bestehenden Barricaden, die man noch mit einer Menge Matratzen belegt hatte, um die Kanonenkugeln unwirksam zu machen, aufgestellt. Da, wo das Pflaster noch geblieben war, trieben die Knaben große spitzige Nägel ein, um die Bewegungen der Cavalerie unmöglich zu machen; andere

schleppten Steine in die Häuser und auf die Dächer, um sie auf das Militair herabzuwerfen. Alles war in der lebhaftesten Thätigkeit begriffen, selbst Frauen nahmen Theil an dem Barricadenbau und andern Vorbereitungen. Der Feldmarschall Radetzky, der sich zu Anfange des Auflaufs noch in seinem Bureau befand, sah sich genöthigt, eilends nach dem Castell zu flüchten, um nicht von einem Volkshaufen umzingelt zu werden. Sofort ließ er nun die Truppen versammeln. Alsobald begann auf vielen Thürmen der Stadt das Sturmgeläute. Der Regen strömte noch immer vom Himmel. Inzwischen wurde die schwache Wache am Gouvernementsgebäude größtentheils niedergemacht, das Gouvernementshaus selbst geplündert, ein Theil des Archivs vernichtet und der Vice-Gouverneur, Graf O'Donnell, gefangen abgeführt.

Auf Befehl des Feldmarschalls rückten jetzt die Truppen unter dem General Wohlgemuth, der in diesem Distrikte befehligte, an, die Barricaden wurden erstürmt und das Gebäude wieder besetzt. Nun begann der Kampf auf allen Punkten der Stadt. Der dumpfe, rollende Donner der Kanonen, das Prasseln des Gewehrfeuers, das Geschrei der Angreifenden, das Stürmen der Glocken, überhaupt das ganze schreckensvolle Getöse des Kampfes erscholl durch die Lüfte und erfüllte so manche Seele mit Grausen. Aus allen Fenstern, Kellerlöchern, Dachlucken pfiffen die Kugeln und trugen Tod und Verderben in die Reihen der Soldaten. Von den Dächern schleuderte man überdies Steine, goß man kochendes Wasser und siedendes Oel herab. Aus Bierkrügen, die man mit Pulver gefüllt und in Gyps befestigt hatte, machte man Granaten und schleuderte sie auf die Feinde herab. Selbst Frauen, Mädchen und Knaben waren thätig und mischten sich in den Kampf. General Rath, der sich in das Innere der Stadt begab, um den Domplatz, die Burg und die Hauptregierungsgebäude zu besetzen, mußte jede einzelne Barricade erstürmen, welche größtentheils nur von den

Fenstern aus vertheidigt wurden, ehe er seinen Zweck erreichte. Ein Sturm auf das Stadthaus war besonders blutig, denn nachdem die meisten Zimmerleute, die zum Einschlagen der Thore verwendet wurden, todt oder verwundet waren, wichen die Thore nur den Zwölfpfündern, die man gegen sie aufgefahren hatte. Nach mehrstündigem Kampfe war das Gebäude glücklich von den Oesterreichern erstürmt, man machte 250 Gefangene und brachte sie nebst einer aufgefundenen Waffenniederlage in das Castell. Die Nacht machte endlich dem hartnäckigen, grimmen Kampfe ein Ende.

Sonntag Morgens begann der Donner der Kanonen auf's Neue theils an den Thoren, theils auf dem Castell, und im Innern der Stadt war Mailand in seinen Grundfesten durchwühlt, über tausend Barricaden erhoben sich und sperrten die Straßen. Auf dem Corso Oriental sollte eine Barricade erstürmt werden, die man schon längere Zeit mit Kanonen beschossen hatte. Die Infanterie rückte vor, um sie zu zerstören; es entstand ein furchtbares Blutbad. Dreimal wurde der Angriff erneuert, aber das Feuer aus den Fenstern, von den Dächern und hinter der Barricade war so stark, daß sich das Militair mit großem Verluste zurückziehen mußte und keinen neuen Angriff mehr wagte. In der Stadt ging es indessen furchtbar her. Niemand durfte sich mehr an den Fenstern oder unter der Hausthür zeigen, ohne daß auf ihn gefeuert wurde. Bald war die Polizei, der Dom und der Domplatz, die piazzi de mercanti und mit dieser die Hauptwache, zwei Kanonen, sowie sämmtliche hier thätige Soldaten nebst vielen Waffen in den Händen der Bürger. Am längsten hielten sich die Tyroler Jäger, die vom Dome herab eine furchtbare Verheerung unter den Bürgern anrichteten. Als geübte Schützen, wie sie Jeder kennt, fehlte keiner ihrer Schüsse, und da sie der oben vor den feindlichen Kugeln geschützt waren, so konnte man ihnen wenig anhaben. Ein grimmiger Feind bezwang sie endlich, vor dem sie sich nicht zu schützen vermochten, das war

der Hunger. Von ihm auf das Furchtbarste gepeinigt, mußten auch sie sich endlich ergeben, besonders, als das Volk theilweise die Treppen zerstört und auf solche Weise diese Mannschaft abgeschnitten hatte.

Der Feldmarschall hoffte noch immer die Stadt ohne Bombardement zu bezwingen; doch war er im Nothfall auch zum Aeußersten bereit und zog deshalb fünf frische Bataillone an sich. —

Am folgenden Tage, den **20.**, begann der Kampf aufs Neue mit furchtbarer Erbitterung. Es hatte sich der Italiener eine formliche Wuth bemächtigt, die jeden Rang, jedes Alter und Geschlecht ergriff; sie äußerten eine Tapferkeit und eine Ausdauer, die in Verwunderung setzte, und die sonst nicht eben ihre Sache ist. Endlich waren die Truppen alle aus der Stadt zurück und in das Castell gezogen worden. Nur die Kasernen, mit denen man eine Verbindung zu unterhalten suchte, blieben besetzt; auch die Thore waren in der Gewalt der Truppen. Doch das Innere der Stadt länger besetzt zu halten, war unmöglich. Die geängstigten Bewohner Mailands bangten nun vor einem Bombardement. Die Lage der Truppen war indeß eine sehr mißliche

Der Proviant fehlte, nach außenhin waren alle Verbindungen abgebrochen, entsendete Ordonnanzen wurden aufgefangen und erschossen, und darum war auch eine Herbeiziehung entfernterer Garnisontruppen unmöglich, besonders auch, weil die Bevölkerung in den Provinzen aufgestanden und sich das ganze Land bewaffnet halte. Besonders war der Hunger der gefährlichste Feind des Militairs, und man sahe bald ein, daß man diesem würde erliegen müssen.

Als dazu noch am **21.** die Nachricht kam, daß bedeutende Streitkräfte am Ticino lagerten, Freischaaren bereits über den Fluß gegangen wären und von der Schweizergrenze ein bewaff-

neter Bauernhaufe von 10= — 1200 Mann sich über die Ebene bewege: so sahe der Feldmarschall ein, daß er Mailand jedenfalls nicht länger werde behaupten können. Er zog nun noch einige in der Nähe stehende Brigaden an sich, während welcher Zeit der Kampf fortgesetzt, alle an den Wall anstoßende Gebäude mit Sturm genommen oder durch die Artillerie zerstört wurden, um die Verbindung aufrecht zu erhalten. Es waren aber die letzten vergeblichen Anstrengungen, und in der Nacht vom 22. zum 23. März fand der Rückzug statt. Er war, da es über die hohen Wälle ging, sehr schwierig. In der Nähe der Porta, Tosa und Romana stand Alles in Flammen, die gleich einer Riesenfackel den nächtlichen Zug beleuchteten. So viel man auch den Zug durch Angriffe, Verhaue, Gräben 2c. zu hindern suchte, so wurden doch alle Schwierigkeiten überwunden. Der Plan aber, mit vereinten Kräften zurückzukehren und Mailand von Neuen anzugreifen, mußte aufgegeben werden, da man unterdessen den Umsturz der Dinge in Venedig, die Räumung Brescias, den Abfall der Garnison von Cremona, überhaupt den Aufstand des ganzen Landes erfuhr. Wie Kannibalen sollen auf dem Rückzuge besonders die Croaten gehaust, Männer, Weiber und Kinder niedergemacht und Häuser, sowie ganze Dörfer angezündet haben. Mord, Raub, Brand und Plünderung soll überhaupt die Spur ihres Rückzuges bezeichnet haben. — —

Groß war der Jubel in Mailand nach dem Abzuge des Militairs. Alles war auf den Straßen, Jung und Alt, man illuminirte die Häuser, so gut man in der Geschwindigkeit konnte, Tausende von Menschen wogten unter Gesang und Jubelgeschrei auf den öffentlichen Plätzen, Jungfrauen schwenkten Tücher von den Balconen, warfen den Kämpfern Cocarden zu und ein tausendstimmiges Evviva l'Italia libera, Evviva Pio IX. erscholl. Die gebildete provisorische Regierung war aus 8 Nobili zusammengesetzt und ertheilte ihre Erlasse

unter der Aufschrift: **Italia libera** und mit den Motto's: **Dio con Italia**, oder meist **Evviva Pio Nono!** —

In ganz Italien, besonders in Rom brachte die Nachricht von dem glorreichen Kampfe des Volkes in Mailand die lebhafteste Aufregung hervor und Tausende von Freiwilligen ließen sich einschreiben, um nach der lombardischen Grenze zu ziehen. —

Wir theilen hier noch einen Auszug von dem intressanten Schreiben eines Augenzeugen mit, das um so schätzbarer ist, als vollständige und genaue Berichte über die Erhebung Mailands gänzlich fehlen, und wodurch sich auch die obige Darstellung um Manches vervollständigen wird.

— — „Am Sonnabend Morgen hieß es: „um 2 Uhr seid bereit!" — Viele dachten, es wäre ein Scherz, und ich auch. Ich ging um halb 1 Uhr zu meiner Schülerin; kaum war ich dort, so kommt der Dottore und sagt: „rasch nach Hause, es ist gefährlich heut auf den Straßen zu sein." Doch ich lachte, und Signor B. sagte zum Dottore: „Du bist zu ängstlich, warte hier ab, was geschieht, und Du wirst sehen, es wird ein kleiner Aufruhr und dann ist Alles ruhig." Kaum hat der dieses gesagt, so fängt ein Tumult auf der Straße an. Ich also gleich auf und davon. Auf den Straßen schrie man nach Errichtung einer Bürgergarde (**Guardia Civica**). Wir eilten durch die entlegensten Straßen nach Hause. Kaum dort angekommen, ging ein gräßlicher Lärm los. Alles war in Aufruhr. Die Soldaten führten die Kanonen durch die Straßen und schossen Alles nieder. Das schrecklichste Gewehrfeuer prasselte auf unserm **Corso porta Romana** zwei Stunden unaufhörlich fort; man trug Todte vorbei ins Hospital; es schrieen die Frauen und Kinder. Ich war außer mir vor Angst und Schrecken. Es wurde bei uns natürlich nicht zu Mittag gespeist. Die verheirathete Tochter mit der ganzen Familie kam zu ihrer Mutter gelaufen in voller Angst, so, daß wir über 12 Personen im Hause waren.

Jetzt fing man an, Barricaden zu errichten, man riß die Steine auf der Straße auf, selbst Damen gruben mit den bloßen Händen nach Leibeskräften. Man riß die schönsten Equipagen aus den Ställen, alle Fensterläden herunter, alle Möbel aus den Häusern, um Barricaden zu errichten. Und nun hätte man sehen sollen, wie das Volk bewaffnet war. Die jungen Nobili hatten Gewehre und Pistolen, die Andern Dolche, Degen, Lanzen, Heugabeln, eiserne Stangen, Feuerzangen, Schaufeln, Küchenmesser, sogar lange eiserne Nägel, zu Dolchen umgeschaffen, und armselige Stöcke. Man schaffte Steine auf die Dächer und warf sie auf die Soldaten. Gegen Abend ließ der Lärm nach und die Nacht über herrschte Stille. Nur hörte man Geräusch von dem Zertrümmern der Barricaden, welche die Soldaten zu zerstören und in den Canal zu werfen suchten. Wir schliefen nicht. Morgens um 5 Uhr fing es schon wieder an zu lärmen, aber bei uns war es noch ziemlich ruhig. Ich lief schnell über die Straße zu M.'s hinüber, erstens, um hier im Hause Platz zu machen, und dann, weil M.'s nicht auf die Straße heraus wohnen, sondern ganz entlegen und nach dem Garten zu zwischen einer Kirche und einem Kloster; da hörte man also den Tumult weniger und sah wenigstens die Gräuel nicht. (Eine Dame ist die Verfasserin dieses Berichts.) Aber ich hatte schlecht berechnet, wie man später erfahren wird. Dies war also am Sonntag. Alle Kirchen blieben geschlossen, kein Laden war auf, und alle Thüren fest verrammelt. Es hieß, die Truppen haben sich ein Theil in's Kastell retirirt, ein Theil an die Thore, ein Theil auf die Wälle, nur die auf der Polizei in **Contrada Santa Margerita**, **Piazza Mercanti**, im General-Commando, in den verschiedenen Casernen, **Broletto**, **Governo** u. s. w. waren noch da. Auf dem Dome waren lauter Soldaten. Jetzt hieß es, die Stadt solle von allen Soldaten befreit werden, und ehe der Abend heran kam, war es geschehen. Es gingen zwar viele Menschen

dabei verloren, aber keiner achtete dies. Die Mailänder fochten wie die Löwen, sie hatten den Muth, den Soldaten, während sie feuerten, die Gewehre aus der Hand zu reißen, um sich so die Waffen zu verschaffen, die sie nicht hatten. Die Polizeisoldaten in St. Antonio und in Genio ergaben sich und wurden gefangen genommen. Der verhaßte Director der Polizei wurde in einem Haufen Mist gefunden; alle Beamte, die natürlich lauter Oesterreicher waren, wurden gefangen genommen. Sonntags um 2 Uhr wehete schon die weiße Fahne auf dem Dome, und Abends war alles Militair außer den Thoren oder stand an den Thoren, die Kanonen nach der Stadt gerichtet; so im Castell, als auf den Stadt-Wällen. Eine Unzahl Barricaden hemmten jeden Schritt, den die Soldaten nach dem Innern der Stadt thaten. Jetzt läuteten alle Glocken Sturm, um die Umgegend von der Noth zu unterrichten und Hülfe herbei zu rufen; denn es kamen zu den Thoren keine Lebensmittel herein, und man fing an zu fürchten, daß die Oesterreicher ruhig vor der Stadt halten, und uns aushungern würden. Das Stürmen der Glocken dauerte die ganze Nacht fort; kein Schlaf kam in unsre Augen. Das Militair verhielt sich übrigens ruhig, so auch die Stadt, aber Alles war wach und auf den Straßen; man hörte nur den Ruf: „Viva l'Italia!" und „All'Erta!" Montags früh sehr zeitig begann ein schrecklicher Lärm. Die Soldaten fingen in den Vorstädten an zu plündern und zu morden. Man wagte sich an die Thore, um wenigstens eins zu erobern, damit man Kommunikation mit Außen haben könnte, aber es gelang nicht. Man ließ Ballons mit Briefen aufsteigen; es kamen alle Stunden Anzeigen, die das Volk ermuthigten und Hülfe von Piemont versprachen, da das Comitato Segreto ein Einverständniß mit Carlo Alberto hätte und gewiß wüßte, daß Hülfe von dort käme. Aber auch Montag verging und die Hülfe kam nicht. Wie wir später erfuhren, hatten die fremden Consuln dagegen protestirt, des Tractats

von 1815 wegen. Wir mußten uns nun blos auf Brod beschränken; Keiner wagte es, auszugehen, denn der Donner der Kanonen hallte unaufhörlich. Die jungen muthigen Mailänder befestigten aber trotz des Feuers die Barricaden so, daß die Kanonenkugeln weniger gefährlich wurden. Unterdessen kamen von allen Dörfern die Bauern und Landleute herzu. Keiner konnte aber herein. Das Militair schoß nach Außen und nach Innen. Radetzky ließ drei Tage Ruhe anbieten. Es wurde aber nicht angenommen, denn wir waren der Hülfe nicht gewiß; sie konnten dagegen Munition und Verstärkung an Truppen erhalten. Die Nacht von Montag bis Dienstag war schrecklich. Der Geschützdonner und das Sturmgeläut dauerte ohne Unterbrechung fort. Die Mailänder hatten jetzt viele eroberte Gewehre und die Herrschaften gaben ihre schönen Waffensammlungen dem Volke preis, ja es wurden sogar hölzerne Kanonen gemacht. Der Graf Boromeo ließ sich des Nachts am Wall mit Todesgefahr herunter, um Piemont von unserer Lage zu unterrichten. Am Dienstag waren wir muthlos, denn es änderte sich Nichts in unserer schlimmen Lage; wir hatten wenig zu essen und das Feuer der Soldaten begann wieder von den Wällen. Unser Garten und M.'s Haus war dem Wall von Porta Romana gegenüber, wir waren daher in der größten Gefahr. Man schoß nach den Kirchthürmen, um sie zu zertrümmern und das Sturmläuten zu beenden. Denn von Außen mehrte sich fortwährend die Anzahl, die von der ganzen Umgegend zu Hülfe kam. Auf den Wällen wurden viele Soldaten von den Unsrigen niedergeschossen, die sich dicht unter die Wälle wagten. In den Vorstädten ging es gräßlich zu. Die Soldaten verübten die größten Gräuelthaten; Kinder und Greise wurden auf die gräßlichste Weise ermordet, durchstochen, in Stücke zerhauen; Frauen und Männer band man an die Pferdeschwänze und schleifte sie auf den Wällen herum, Andere band man zusammen und verbrannte die Unglücklichen.



General Graf Radetzky.

Diese Barbaren waren meist Croaten. Da hieß es plötzlich: sie zerstreuen sich in die Felder, um so in die Stadt gelangen zu können; denn alle Gärten hier stoßen an die Gemüsefelder. Wir waren in Todesangst, entfliehen konnten wir nicht, denn draußen fielen Bomben und Raketen; wir erwarteten also nichts Anderes, als den Tod. Die Consuln gingen in's Castell, um zu capituliren. Radetzky erklärte: er würde wahrscheinlich binnen 24 Stunden die Stadt bombardiren und in Asche legen; er würde es ihnen vorher wissen lassen, damit sie sich entfernen möchten. — Die Nacht vom Dienstag zur Mittwoche hörte das Feuer nicht auf, aber man merkte, daß dem Feinde auch von draußen hart zugesetzt wurde. Mittwochs früh bekamen wir die Nachricht, daß Bergamo frei sei und die Bergamosken sich vor den Thoren schlügen. Bald aber ertönte das Geschrei: „Wir sind verloren!" Von unsern Fenstern oben sah man auf einmal den Wall voller Militair, 10 Kanonen gegen uns gerichtet und in der Mitte 2 verschlossene Wagen, in denen, so hieß es, Radetzky mit seiner Generalität die Wälle besuchte. Nun ging ein solcher Lärm los, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Der Donner der Kanonen und des Kleingewehrfeuers hörten gar nicht auf. Wir flüchteten in die Keller. Dieser Schreckenszustand dauerte eine volle Stunde; dann war es ruhig bei uns; aber man hörte, daß dieses Schießen die Runde um die ganze Stadt machte. Nun verbreitete sich das Gerücht: heute Nacht läßt Radetzky bombardiren, die Stadt anzünden und überläßt die Bewohner der Wuth seiner Soldaten. So kam der Abend heran. Wir saßen wie vernichtet da, draußen hörte das Schießen nicht auf; auf einmal tönt es: „Feuer!" und wir eilten hinauf auf das Dach. Da loderte es hell von den Vorstädten empor. Wir sahen uns stumm an und rangen die Hände in Verzweiflung. Es wurde beschlossen, sollte sich das Feuer nähern, durch die Stadt in den Dom zu flüchten. Aber waren wir dort auch vor dem Feuer sicher,

so waren wir es nicht vor der Wuth der wilden Croaten. — So blieb es bis um 12 Uhr Nachts. Da nahm das Feuer sichtlich ab, und wir hatten die Hoffnung, noch einen Tag länger zu leben. Trotz dieser kurzen Frist freute sich doch Alles und rief: la nostra Coccarda! Draußen herrschte Todtenstille. Wir gingen zu Bett, denn wir konnten uns nicht mehr auf den Füßen erhalten. Um halb 3 Uhr ging der Lärm wieder los, aber er schien entfernter. Gegen Morgen ward es ruhiger und ich schlief ein. Auf einmal um 5 Uhr höre ich ein gewaltiges Klopfen an der Thüre, und unten auf der Straße schrieen alle Geistlichen an der Kirche Mezzanotti: „Herunter auf die Straße!" Dazu läuteten alle Glocken. Ich bekam einen solchen Schreck, daß ich fast bewußtlos wurde; dennoch ermannte ich mich und ging auf den Corridor hinaus. Da hörte ich deutlich das Geschrei: Vittoria! Vittoria! unsere Bedrücker sind fort!" — Wir gingen nun Alle hinunter vor die Thüre. Die Oesterreicher waren mit Sack und Pack auf und davon. Das Feuern, was ich früh gehört, war der Kampf, wo sich das Militair durch die Schaaren, die draußen waren, durchschlagen mußte. Die Oesterreicher verloren in dem Kampfe 1000 Mann. Alle Thore waren nun auf; es strömten die Landleute herein, die uns von außen so tapfer unterstützt hatten; nun war ein Umarmen, ein Jubel, der gar nicht zu beschreiben ist. Auf allen Dächern flaggte die dreifarbige Fahne, so, daß die ganze Stadt wie mit einem bunten Zelte bedeckt war. Man lief gleich nach dem Castell und fand Gräuel, vor deren Aufzählung sich schon die Haare sträuben. Man hatte die Gefangenen gegen die Bäume gespießt, Anderen Hunde um den Hals gebunden und sie dann erschossen, den todten Körpern die Haut abgeschält und dergleichen Scheußlichkeiten verübt. Gefangene, die wir noch lebend antrafen, hatte man dreimal in den Hof des Castells geführt, sie zusammengebunden und ihnen die Soldaten gegenübergestellt, sie niederzu-

schießen, dann ließ man sie wieder in ihre Kerker werfen. Auf solche Weise hatte man sich ohne Erbarmen an ihrer Todesangst geweidet. Die Croaten, diese wilde, entmenschte Horde, war auch hier thätig gewesen.

Trotzdem wurden die Gefangenen und Verwundeten von den Mailändern gut behandelt. Die Croaten im Hospital wollten nichts genießen, wenn nicht erst die Krankenwärter es versuchten; sie erklärten, daß ihnen gesagt worden, sie sollten sich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen und sich nicht ergeben, denn die Italiener hätten die Gewohnheit, jeden Gefangenen in Stücke zu schneiden. Dadurch ließ sich einigermaßen ihre Wuth und entsetzliche Grausamkeit erklären. Uebrigens zeigen sich diese Croaten wie wilde Thiere. In der Arena sind sechs, die sich nicht ergeben, sondern sich lieber umbringen wollen. Man sucht ihnen Nahrung zu geben, sie wollen aber nichts, und suchen den Tod. —

Die Stadt Mailand gewährt übrigens jetzt einen sonderbaren Anblick. Die Barricaden sollen noch einen Monat bleiben. Wenn man diese Bollwerke sieht, so begreift man, daß dem Militair eine Erstürmung der Stadt rein unmöglich war. Da giebt es Diligencen, Equipagen, Fässer mit Steinen, Walzen, Kirchenbänke, Theaterdekorationen und Parterrebänke, die schönsten Mobilien u. s. w., kurz Alles, was man nur hatte im Augenblicke erwischen können, war zu Barricaden verwendet worden. In jeder Straße giebt es deren fünf bis sechs, neben welchen nur ein kleiner Durchgang gelassen ist. Sie sind alle mit jungen Leuten besetzt, die die größte Ordnung halten und Tag und Nacht Wache stehen. Die Straßen sind alle größtentheils ohne Pflaster; auch Häuser waren niedergerissen worden, um Material für die Barricaden zu haben, die Brücken sind abgebrochen, die Häuser ohne Fenster, genug, man erkennt Mailand nicht mehr wieder."

Der Aufstand in Venedig.

Dieser hing mit der Erhebung Mailand's zusammen, die in vorhergehender Darstellung behandelt ist. Er fand auch zu derselben Zeit statt, nur war er ganz anderer Art, als in Mailand. Während dort ein grimmiger Kampf in den Straßen entbrannte, über tausend Barricaden errichtet waren, der Donner des Geschützes unaufhörlich tönte und das Blut in Strömen floß, wurde hier die Sache fast mit Ruhe und in aller Geschwindigkeit abgethan. Nur wenige Opfer fielen der errungenen Freiheit, und ehe man recht zur Besinnung kam, stand der alte Löwe von St. Markus, der durch ein halbes Jahrhundert unter den Fittichen des österreichischen Adlers geschlummert hatte, erwacht und aufgerichtet da, und die gluthvolle Sonne Italiens beschien eine neue Republik Venedig. Schreckenstage voll Angst, Hunger, Noth und Tod mußten erst in Mailand vorüber gehn; mancher Schuß aus den Fenstern, mancher Stein von den Dächern fallen, ehe die gebildete provisorische Regierung unter Vorsitz des Grafen Casati öffentlich als leitende Behörde zur Anerkennung kommen konnte. In Venedig waren List und Schlauheit die Waffen, wodurch die Freiheit mit Blitzesschnelle einen vollständigen Sieg errang.

Es ist bekannt, welcher grimmige Haß von Seiten der Italiener gegen die Deutschen schon seit geraumer Zeit herrschte, und wie der Ausruf: „Tod den Deutschen!“ wenn er auch nicht öffentlich ertönte, doch wenigstens zwischen den Zähnen gemurmelt wurde. Dieser Haß vermehrte sich besonders nach dem proclamirten, für die Italiener so niederdrückenden Standrechte. Plötzlich jedoch suchte man sich dem so verhaßten Militair scheinbar wieder zu nähern; man war freundlich gegen dasselbe, lud besonders die Officiere in Gesellschaften ein und heuchelte Freundschaft, wo der Haß im Herzen brannte. Unterdessen aber spann die geheime Verschwörung ihre Fäden.

Als am 17. März durch ein Dampfboot von Triest die Nachricht von der allerhöchsten Bewilligung der Preßfreiheit und der Versammlung der Stände für den 3. Juli anlangte, entstand ein wahres Freuden= und Jubelfest. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in wenigen Minuten die Nachricht in der Stadt, daß der Kaiser den italienischen Provinzen eine Constitution bewilligt habe. Bald drängte sich eine unübersehbare Masse Volkes auf dem Markusplatze, alle Läden wurden geschlossen, die Fenster und Balcone festlich mit Teppichen von allen Farben geziert, auf dem Thurme die Festglocken geläutet, und die ganze Stadt widerhallte vom Jubel und der lauten Freude der Venetianer. Die Menschenmasse bewegte sich gleich anfangs unter die Fenster des Gouverneurs, wo man stürmisch die Freilassung Tamaseo's und Manin's, zweier Volksmänner, verlangte, was nach einigem Zaudern gewährt wurde. Zwar wollten sich die Wächter des Gefängnisses, die keinen Befehl erhalten hatten, widersetzen, und es kam sogar zu blutigen Scenen, wo auch ein Handwerksgesell umkam, aber das Volk drang ein, befreite sie, ergriff dabei auch eine Menge Papiere und warf sie zum Fenster hinab in den Canal. Auf dem Markusplatze, dem Sammelorte der jauchzenden Volksmenge, hatte man einstweilen die Militairmusik erlangt, dort umarmte und küßte man sich, umhalste die Officiere, ließ die aufgestellten Truppen hochleben und hißte endlich auf einer der Standarten vor der Markuskirche eine dreifarbige Fahne auf. Diese Demonstration wurde indeß nicht gestattet. Dieser Schritt des Volkes ließ Schlimmeres befürchten, darum gab man das Alarmzeichen und ließ alle Truppen ihre bestimmten Plätze beziehen. Gegen Abend nahm der Volksauflauf noch mehr zu, wozu der reichlich genossene Wein besonders bei den untern Classen das Seinige beitrug. Truppen säuberten endlich den Platz, wobei einige Verwundungen vorkamen, doch dauerte der Jubel noch bis in die Nacht hinein.

Den 18. Morgens, nachdem ein heftiger Platzregen etwas nachgelassen hatte, versammelten sich wieder zahlreiche Volksgruppen auf dem Markusplatze, und verhandelten dort die gemeinschaftlichen Wünsche. Diese waren: Guardia civica und Entfernung der Truppen. Kurz darauf kam es zu Thätlichkeiten; eine vorüberziehende Patrouille wurde mit Steinen geworfen, und als sie sich vertheidigen wollte, griff das Volk ernstlich an, entwaffnete einige, wurde aber durch das Feuer eines herbeieilenden Piquets aus einander getrieben. Racheschwörend umstand man später die fünf Leichname, die als Opfer gefallen waren. Die Alarmschüsse hatten alle Truppen auf ihre Posten gerufen, und gegen Mittag waren der Markusplatz und die Straßen menschenleer. Aber schon um 4 Uhr sammelten sich neue Massen, und es hieß, daß ein förmlicher Angriff erfolgen solle. Da wurde die Errichtung der Bürgergarde bewilligt, und schon um 6 Uhr trat die neue Schutzwehr ihren Dienst an, und mit Einbruch der Nacht durchzogen zahlreiche Abtheilungen derselben die Stadt und drangen auf Ruhe und Ordnung. Die officielle Nachricht von der bestätigten Nationalgarde und der bewilligten Constitution, die Nachts um 11 Uhr anlangte, vermehrte den Jubel und Viva l'Italia! ertönte es aus allen Kehlen, und ein großer Theil der Stadt, besonders um den St. Markusplatz, war festlich erleuchtet.

Am 20. dauerte der Jubel fort. Sbirren und Polizeisoldaten sah man nirgends. Der Polizeidirektor suchte um seine Entlassung nach. Ein Aufstand der Arsenalarbeiter, die den Kopf des mißliebigen, allgemein verhaßten Commandanten verlangten, wurde mit Mühe gestillt. Der Verhaßte konnte nur durch die Nationalgarde ihren Händen entrissen und nach Hause gebracht werden. Seine Stelle wurde durch einen Andern ersetzt, und somit beruhigte sich die Erregung. Von den Waffen des Arsenals wurde die Nationalgarde betheilt, da es bisher daran gemangelt hatte. — Nachmittags hieß es, daß

man Soldaten des Regiments Kinsky bewaffnet gesehen; ebenso verbreitete sich das Gerücht: der Marineoberst Martinovich befinde sich am Bord der k. k. Corvette, und habe Congrev'sche Raketen und andere Brandwerkzeuge in Bereitschaft gesetzt. Die Aufregung war groß und man rüstete sich zum Kampfe. Doch war die Ruhe bald wieder hergestellt, sobald sich die Gerüchte als grundlos erwiesen.

Noch bedenklicher sah es am 21. aus, und man sprach in verschiedenen Clubs ziemlich deutlich von Republik. Die Aufregung steigerte sich, als der mißliebige Martinovich mehrere aus seiner Mannschaft bestraft hatte, weil sie Tags vorher zu begeistert **Viva l'Italia!** gerufen hatten.

Am 22. war die Aufregung auf's Höchste gestiegen. Man hatte das Pflaster aufgerissen, große Quadersteine auf die Dächer getragen, auch siedendes Wasser und andere Zerstörungsmittel in Bereitschaft gesetzt. Da zugleich von Mailand die Nachricht anlangte, daß dort Blut geflossen sei und das Volk gesiegt habe, so stürmte eine Deputation zu den österreichischen Behörden und erklärte ihnen, daß Alles bereit sei, um sämmtliche Deutsche zu vernichten, doch sei man geneigt, um Blutvergießen und den Ruin Venedigs zu verhüten, eine Convention mit ihnen abzuschließen, wenn sie ruhig von ihrer Stellung abtreten und die Regierung in die Hände des Volks niederlegen wollten. In diesem Falle wurde ihnen zugesichert, daß sowohl den Beamten, als auch dem Militair, mit Sicherstellung der Person und des Eigenthums, ja sogar mit Vorausbezahlung eines dreimonatlichen Gehaltes, freier Abzug gewährt, und selbst die Kosten der Ueberfahrt bestritten werden sollten.

Der Vertrag kam zu Stande, wurde von beiden Theilen unterschrieben und eine niedergesetzte provisorische Regierung, an deren Spitze Manin, Tomaseo und Benvenuti standen, übernahm die Leitung der Staatsangelegenheiten. Die österreichischen Beamten und Truppen wurden eingeschifft, doch denjenigen,

welche im Dienst der Republik bleiben wollten, wurde nicht blos Sicherheit, sondern auch erhöhte Besoldung versprochen. Sämmtliche Kassen und Kriegsvorräthe wurden aber zurückbehalten.

Feierlich wurde darauf auf dem Markusplatze von Manin die Republik ausgerufen. Tausende und aber Tausende eilten herbei, und Venedig schwamm in einem Jubelmeere. Ein Theil der Marine und der Besatzungstruppen trat sofort zur Republik über.

An den ganzen Vorgängen schienen übrigens die Arbeiter des Arsenals keinen unwesentlichen Einfluß gehabt zu haben, wie denn auch Martinovich, der sich den Haß aller seiner Untergebenen seit langer Zeit zugezogen, von ihnen aufs Gräßlichste ermordet und geradezu in Stücke zerhauen wurde.

Das Beispiel Venedigs hatte einen großen Einfluß auf die nahen Provinzen; bald schlossen sich Padua, Vicenza, Treviso, Rovigo, Belluno und Undine der Republik an.

Bald nach Ausrufung der Republik erließ die provisorische Regierung in Venedig folgende Proclamation:

„Es lebe Venedig! Es lebe Italien! Bürger! Der Sieg ist unser und ohne Blut. Die österreichische Civil- und Militairregierung ist entsetzt. Ruhm unserer städtischen Garde! Eure Mitbürger haben folgenden Vertrag geschlossen. Eine provisorische Regierung wird eingesetzt, und einstweilen haben die Unterzeichneten sich derselben unterziehen müssen. Der Tractat wird heute in einem besondern Supplement unserer Zeitung veröffentlicht. Es lebe Venedig! Es lebe Italien!“

Greuelscenen in Polen
bei der Erhebung im Jahre 1848.

Wer mißt die Ströme von Blut, die seit der unseligen Theilung Polens geflossen sind? Wer zählt die Herzen, die für die heilige Sache der Nationalität und des Vaterlandes mit Freuden auf dem Schlachtfelde verbluteten? Wer wägt die Thränen des Schmerzes und des Elends, die über das Unglück des Vaterlandes im Geheimen rannen, und die wir, fern von Polens Gauen, so oft von den bleichen Wangen verlassener Flüchtlinge und Verbannter strömen sahen, die, weit von ihrer geliebten Heimath, bei uns herumirrten?

Ach, die Theilung Polens ist wohl ein Gewaltstreich der frühern heillosen Politik und der Cabinete, den der Menschenfreund von Grund des Herzens beklagen muß. Und es darf uns nicht wundern, wenn ein schwer gedrücktes und gemißhandeltes Volk endlich zu dem Aeußersten greift. Daß dann von der rohen Masse auch Greuel verübt werden, über welche der Genius der Menschheit weinend sein Auge verhüllt, zeigt nicht nur die Geschichte Polens, sondern die aller Völker, und wir können sie nur mißbilligen und beklagen. Allein wo das Schwert entscheidet, da giebt es Wunden und Tod. Wir wollen die Quellen verdammen, aus denen solche heillose Kämpfe fließen.

Es würde zu weitläufig sein und dem Zwecke dieser Blätter nicht entsprechen, wollten wir den ganzen Hergang der polnischen Erhebung im Laufe dieses Jahres darstellen, wir würden dann eine große Anzahl von Bogen füllen. Darum begnügen wir uns, nur einzelne der blutigen Scenen des letzten polnischen Aufstandes herauszuheben. Wir wollen dabei weder Lobredner der Polen, noch der Deutschen und des Militairs sein, sondern getreu der Geschichte folgen. Manches Unrecht ist begangen worden, allein nicht bloß auf einer Seite, nein, auf beiden

Seiten- Waren die Polen theilweise auf's Entsetzlichste grausam, so waren es die Deutschen und das Militair nicht minder-

---

Der Kampf in Xiaz (Xions).

(Nach Berichten eines Augenzeugen.)

Xiaz war nach einem mit dem General Willisen geschlossenen Vertrage der Waffenplatz einer polnischen Schwadron Cavalerie und 600 Mann Infanterie. Die Gegend von Miloslaw, Jarocin und Xiaz war ihnen zu militairischen Operationen überlassen und innerhalb dieser Grenzen sollten sie vor jedem Angriffe geschützt sein. Diese Zusicherung erhielten sie auf ihre Anfrage auch dann noch, als sich eine Masse preußischer Truppen in der Nähe zusammenzog. So lange die deutsche Bevölkerung nicht Ursache zu Klagen hätte, würde jeder Angriff unterbleiben. Es waren aber nur noch wenige Deutsche hier, und diese standen noch mit der Garnison in gutem Vernehmen.

Am 26. April wurden von den Polen zwei Personen, die zum Meuchelmorde angeregt haben sollten, gefänglich eingezogen. Darüber beschwerte man sich von Seiten des Militairs und forderte deren Freilassung, welche auch erfolgte, da sich aus einem angestellten Verhöre nichts ergab. Während dieser Zeit hatten die preußischen Truppen noch bedeutende Verstärkungen an sich gezogen. Die Bewohner der Umgegend wurden dadurch in Furcht gesetzt und zogen sich nach Xiaz, so, daß hier nun wohl gegen 12=—1500 Mann Bewaffnete sein mochten. Plötzlich rückten am 29. April ohne irgend eine Ankündigung die preußischen Truppen gegen die Stadt an und es kam zum Kampfe. Die Cavalerie von beiden Seiten wurde zuerst handgemein und die polnischen Lanziers wurden nach einem zweiten Angriffe förmlich zusammengehauen. Nur Wenige entkamen in ein nahes Wäldchen. Die Infanterie rückte nun in die

außerhalb der Stadt gelegenen Gärten, wo sich ihnen polnische Schützen entgegenstellten, die aber, schlecht bewaffnet (blos mit Jagdflinten versehen), sich in die Stadt hinter die Barricaden zurückziehen mußten. — Die Sensenmänner hielten Anfangs den Kugelregen tapfer aus, warfen jedoch beim Kanonendonner ihre Waffen größtentheils weg und flüchteten in die Häuser. Die Infanterie rückte noch in die Stadt und nun begann ein entsetzliches Blutbad. Haus für Haus wurde erstürmt und schonungslos metzelte man die Wehrlosen nieder. Eine Heldenschaar von **50—60** Mann, worunter etwa der dritte Theil Emigranten, zog sich hinter eine Barricade zurück. Ein fortgesetzter Angriff mit gefälltem Bajonnet und wohlgezielte Schüsse von allen Seiten, besonders den bereits erstürmten Häusern, vernichteten die tapfern Vertheidiger bis auf drei Mann. Der Anführer, Oberst Dombrowsky, ein Emigrirter, der aus vielen Wunden blutete, wurde von einem der Uebriggebliebenen auf den Marktplatz geschafft, der bereits mit gefangenen Landbewohnern und preußischen Truppen angefüllt war. Fünf Bauern wollten den Sterbenden in's Lazareth schaffen, da gab eine Compagnie auf sie Feuer und schoß sie zusammen. Die Unmenschlichkeit ging so weit, daß man in das mit Sterbenden und Verwundeten angefüllte Lazareth schoß. Unter den Offizieren fand sich nur Einer, ein junger Lieutenant von Unruh, der diese wehrlosen Opfer vor der kannibalischen Wuth der Soldaten zu schützen suchte.

Während dieser Zeit hatten auch die preußischen Truppen den äußeren Stadttheil, hölzerne mit Stroh bedeckte Baracken, angezündet. Mit rasender Schnelligkeit verbreitete sich das Feuer, und da in den meisten Häusern hülflos Verwundete lagen, mußten diese jämmerlich mit verbrennen. Auch das Lazareth wurde vom Feuer ergriffen; schon brannte das Dach. Vergebens flehten gefangene Polen, die unglücklichen Verwundeten nicht verbrennen zu lassen. — „Laßt die Hunde ver-

brennen, was gehen mich diese Bestien an!" antwortete ein Stabsoffizier. Einige mitleidige Offiziere machten es jedoch den Polen möglich, ihre Brüder zu retten. — Ein israelitischer Arzt, Dr. Dembitsch, der die Verwundeten verbinden wollte, wurde von den wüthenden Soldaten mit Bajonneten und Säbelhieben so zugerichtet, daß er selbst hülflos und verlassen niedersank.

Entsetzlich wurde auch gegen die Gefangenen gewüthet. Felix Jarocinsky, ein Emigrant, stand verstümmelt und aus zwanzig Wunden blutend da, den Faustschlägen, Säbelhieben und empörendsten Mißhandlungen preisgegeben. Doch ertrug er Alles ruhig und begegnete der wüthenden Soldateska nur mit unerschrockenem Blicke. Einer gleichen Mißhandlung wurde der Feldprediger Koszutsky theilhaftig. Bei seinem Erscheinen stürzten die Wüthenden über ihn her, rauften ihm das Haar aus und schlugen ihn mit Kolben nieder.

Mitleidig und menschlich zeigte sich die fünfte Jäger-Abtheilung (Görlitzer); sie nahm sich der Hülflosen an, suchte sie zu schützen und den Verwundeten zu helfen.

Es wurde nun der Befehl gegeben, die Blessirten vor die Stadt hinaus auf eine Wiese zu schaffen. Wer sich nur irgend noch auf den Füßen erhalten konnte, mußte diesen Weg zu Fuße zurücklegen. Mit ihnen wurden die Gefangenen vorwärts getrieben, mitten durch die Truppen hindurch. Empörende Brutalitäten kamen auch hier vor, worin sich besonders die schlesische Landwehr auszeichnete. Dem Verschmachten nahe, wollten die armen Gefangenen ihren Durst in einem Graben löschen, sie wurden aber mit Gewalt und den Worten zurückgetrieben: „Die Canaillen sollen ohnedies bald genug crepiren!"

Auf Wagen wurde Beute und Proviant genug mit fortgeführt, aber den armen Gefangenen reichte man Nichts. Wenige Offiziere nur zeigten Menschlichkeit und hatten sie früher in dem Kampfe bewiesen. — —

So betrug sich das Militair. Aber auch die Polen thaten das Ihrige getreulich und hatten theilweise eine solche Wuth gegen sich hervorgerufen. Denn Greuelscenen aller Art waren schon früher auch von ihnen genugsam verübt worden. Die Schuld war auf beiden Seiten. Wir geben hier gleich, ohne uns genau an die Zeitfolge zu binden, als Gegensatz zu Obigem ein trübes Bild.

Die Schreckensscenen in Buk.

Das Städtchen Buk war bis zum 4. Mai Abends von einer Compagnie unter dem Lieutenant Bolze besetzt. Dieser Offizier wußte durch Thätigkeit und Vorsicht die größte Ruhe und Ordnung zu erhalten. Er bekam Befehl, die Stadt zu verlassen. Die deutschen und jüdischen Einwohner zagten bei der großen Nähe von Insurgentenhaufen und bei der verrätherischen Gesinnung vieler polnischer Einwohner. In der Nacht vom 4. Mai rückten 1½ Compagnie Infanterie unter Anführung des Hauptmanns v. Böningk ein. Die verrätherischen polnischen Bürger Buk's drückten den Soldaten freudig die Hände, begrüßten sie und nannten sie ihre Erretter. Die dortige Bürgerwehr, fast nur aus Polen bestehend, bat den Hauptmann von Böningk, die Soldaten, da sie doch sehr müde sein würden, schlafen zu lassen, und versprachen ihm, für die Ruhe der Stadt mit der größten Pünktlichkeit zu sorgen. Der Hauptmann von Böningk traute den wiederholten Versicherungen des Landraths, des Distrikts-Commissars und des Polen, der die Quartierbillets geschrieben hatte, und er sowohl als seine Offiziere überließen sich dem Schlafe. Nach vielem Zureden ließen sich endlich auch die vom Marsche ermüdeten Soldaten bewegen und begaben sich, nachdem sie von den Polen fleißig mit Branntwein tractirt waren, zur Ruhe.

Doch kaum waren sie eingeschlafen, so lief die vor den Thoren postirte Bürgerwehr in die umliegenden Dörfer, um

die polnischen Banden zusammenzurufen und sie nach Buk zu führen. Nun begannen die entsetzlichsten Greuelthaten. Die polnischen Wirthe überfielen die bei ihnen einquartierten Militairs im Schlafe und machten sie meuchlings nieder. So ermordeten sie auch den Tambour, um jede Alarmirung des Militairs zu verhindern. Das Offizierquartier wurde umstellt, und die Befehlshaber entgingen dem Tode nur durch die Rettung eines braven Mannes, der sie weckte und ihnen über die Kegelbahn seines deutschen Nachbars in höchster Eile den einzigen Ausweg aus der Todesgefahr zeigte. In den Straßen entstand alsbald die furchtbarste Verwirrung. Die Soldaten, die aus den Häusern gesprungen waren und sich nicht sammeln konnten, wurden einzeln niedergemacht oder auf's Greulichste gemißhandelt, und mußten, da die Insurgenten immer neuen Zuzug erhielten, endlich der Uebermacht weichen und die Stadt verlassen. Viele Deutsche, die mit dem Militair nicht fortkommen konnten, darunter auch viele Israeliten, wurden von den Polen erschlagen. Die Frau und Tochter des dasigen Rabbiners wurden schwer verwundet, der Rabbiner gerettet. Ein Bürger weilte mit Frau und Kindern von Abends 9 Uhr bis Nachmittags 6 Uhr in einem Backofen, um sich vom Tode zu retten. Dem Schneider Lachmer wurden die Augen ausgestochen, Hände und Füße abgehauen, und erst dann wurde er vollends getödtet. Dem Jakob Greifenberg wurde, nachdem er durch mehrere Sensenhiebe verwundet worden war, der Kopf gespalten und das Gehirn heraus genommen. Die alte Mutter des Lehrers Elson wurde nach schrecklichen Mißhandlungen getödtet. Ein gleiches Loos traf den Kaufmann Tarnower, der nach den fürchterlichsten Schmerzensqualen zwei Tage darauf seinen Geist aufgab, ebenso wurde der Stadtdiener Golabocki nach den gräßlichsten Mißhandlungen ermordet. Außerdem waren noch Andere schwer verwundet, namentlich die Frau und Tochter des Rabbiners, die Frau des Glans, Cantor daselbst;

wie auch die hochschwangere Frau des Tarnower, welche auf barbarische Weise gemißhandelt und mit Kolben auf den Leib geschlagen wurde. Uebrigens wurde auf's Schrecklichste geraubt und geplündert. Vierspännige Wagen mit Insurgenten fuhren in die Stadt, ihre Führer hatten Larven vorgebunden und brachten gleichzeitig Frauen und Kinder mit, die die Beute forttragen halfen. Das israelitische Gotteshaus wurde von den fanatisirten Bauern demolirt, die heiligen Gesetzbücher zerrissen und mit Füßen getreten, die vorgefundenen Gebetbücher vernichtet, die mit Gold und Silber gestickten Decken aber mitgenommen. Alle Deutsche wurden bis auf den letzten Heller ausgeraubt. Brod, Fleisch, Mehl und alle Nahrungsmittel, Wäsche, Kleidungsstücke und andere Sachen wurden mit fortgenommen, und was man nicht fortbrachte, zerstörte man auf die muthwilligste Weise. So die Materialwaaren; was davon der Menge wegen nicht fortzuschaffen war, wurde öffentlich auf dem Markte in Tonnen geworfen und mit einer großen Quantität grüner Seife, Oel, Butter u. s. w. durch einander gerührt und somit unbrauchbar gemacht.

An der Spitze der Insurgenten sollen Kasimir von Nigolewsky und von Wierzbicki, sowie einige Priester gestanden haben. In der Folge wurden 38 Leichen, theilweise gräßlich verstümmelt, aufgefunden. Der Verwundeten war eine sehr große Anzahl. — In traurigem Zustande kamen die Flüchtigen und Verwundeten in Posen an.

In einem Schreiben von Posen unterm 5. Mai heißt es:

„Eben bewegt sich ein Zug langsam, leichenbegängnißartig durch die Vorstadt St. Martin. 1) Eine Truppe Husaren, in ihrer Mitte zwei und zwei gebunden, eine Anzahl Polen, Mörder preußischer Soldaten. 2) Ein Zug Infanterie, bis zum Niedersinken ermattet, die letzten Braven der Compagnie des 18. Infanterie-Regiments, deren Brüder von den Polen meuchlings überfallen und niedergemetzelt worden. 3) Eine

große Anzahl Wagen, darauf liegen verstümmelte preußische Krieger. Deutsche! Hört Ihrs wohl. Kommt hierher nach Posen, schaut Euch einen solchen Zug an! — Deutsche Krieger liegen auf diesen Wagen mit abgehauenen Gliedmaßen, mit zerspaltenen und zerschossenen Köpfen, das Todesringen auf dem Antlitz. Das Blut quillt durch die Verbände. Man hört die letzten Seufzer der Sterbenden. Es sind nicht Soldaten, die im ehrlichen offenen Kampfe gefallen, sondern im Dunkel der Nacht überfallen, entwaffnet und wehrlos verstümmelt sind. — Es folgen 4) wiederum Soldaten, welche theils leicht verwundet, theils erschöpft, sich kaum weiter bewegen können. Sie sind nicht zu erkennen, ihre Gesichter sind geschwärzt vom Pulver; sie haben sich durchgeschlagen durch die Mörderrotten. 5) Ein großer Wagen mit Stroh bedeckt; es sind die Leichname der Gemordeten. 6) Ein unübersehbarer Zug von Wagen mit Flüchtigen, deutsche Frauen und Kinder aus Buk, welche der fanatischen Brutalität roher Pöbelhaufen entgangen sind. Noch liest man die Todesangst auf ihren bleichen Gesichtern, noch rinnen die Thränen des Jammers über ihre Wangen, und die von Frost und Hunger gepeinigten Kinder strecken ihre zitternden Händchen mitleidflehend aus. Tausende von deutschen Einwohnern Posens betrachten den Zug, es herrscht eine feierliche Stille, vom Schluchzen nur unterbrochen; denn kein Auge sieht man thränenleer. — —

Aus diesen Vorgängen allen möge man den traurigen Zustand eines Theils unserer Provinz erkennen. Er fängt an entsetzlich zu werden. Der vom Clerus, den Emigranten und dem besitzlosen Adel fanatisirte Landmann, sonst gut und mild, ist zur Bestie geworden, raubt und mordet mit Lust. Der erbitterte Soldat rächt sich wie und wo er kann, und will von Schonung der Mörder seines Kameraden nichts mehr wissen."



Lith Anst. v. J. Breyer

Flucht der Italiener.

grof
Kr
Pr
lie
ze
D
r

Spuren einer begangenen scheußlichen That, wie sie zu Tausenden in Polen vorgekommen sein mögen, fand man auch am 16. Mai in der nächsten Umgebung von Gräz. Hier wurde nämlich am genannten Tage, durch Angabe eines Kindes, der Leichnam des seit vierzehn Tagen vermißten Böttchermeisters Müller, ansässig in Gräz, in der Erde vergraben aufgefunden. Der Körper des Unglücklichen war scheußlich zugerichtet. Er trug nicht nur eine Menge Stichwunden an sich, sondern auch die Ohren, die Nase und andere Glieder waren abgeschnitten und aus der Lage des Leichnams ließ sich deutlich entnehmen, daß der Unglückliche noch halb lebendig in eine Kartoffelgrube verschüttet wurde. —

Eine andere blutige That aus Posen, dem schrecklichen Schlachtfelde des 1848sten Jahres, wird durch einen Offizier, als glaubhaften Berichterstatter gemeldet. Er war nämlich gegen Ende des Monats Mai bei dem Ausgraben von 8 Leichen, etwa 2½ Stunde von Posen, nach Stuczewo, commandirt. Sämmtliche Leichen wurden von der auf ihnen lastenden Erde befreit und man fand sie in voller Uniform, alle mit auf der Brust zusammengebundenen Händen, mit dem Gesichte der Erde zugekehrt, in einem Grabe. Die Aerzte, die durchaus keine äußere Veranlassung des Todes finden konnten, gaben das Gutachten ab, daß hier ein Lebendigbegraben erfolgt sein müsse. —

Wer bebt nicht vor solchen Thaten unmenschlicher Grausamkeit zurück? Nur der fürchterlichste Fanatismus kann dazu treiben, und dieser ist das Werk der Geistlichkeit. Diese, den Erzbischof an der Spitze, unternahm es, durch die lügenhaftesten Vorspiegelungen, als wolle man die katholische Religion unterdrücken rc., sowie durch Benutzung des Aberglaubens des Volkes, dasselbe auf alle Weise gegen die Deutschen aufzustacheln; denn ein Deutscher ist den Polen gleichbedeutend mit Protestant. Dies wirkte, das Landvolk strömte von allen

Seiten herbei, um die „Kirche zu vertheidigen", und sammelte sich an unzähligen Punkten. —

Die Tapferkeit der gemeinen Polen trägt durchaus den Charakter eines blinden Fanatismus. Jeder einzelne Pole ist an sich, seiner hündischen Kriecherei gemäß, in der Regel feig. Auch in Masse zeigt er sich, wenn er bei kaltem Blute ist, furchtsam, und läßt sich durch Energie einschüchtern. Dagegen fanatisirt und von Branntwein berauscht, stürzt er sich blindwüthend, wie ein wildes Thier, in den Tod, und der Edelmann schickt nun für seine Zwecke den halbnackten, betrunkenen Sensenmann als Kanonenfutter in den Tod. —

Schrecklich, aber wahr! —

Das deutsche Volksparlament zu Frankfurt a. M.

Das deutsche Reich, wie es von **1815** bis zum März **1848** bestand, war keineswegs ein Bund monarchisch-constitutioneller Staaten, mit demokratischen (volksherrschaftlichen) Einrichtungen umgeben, wie es nach den Bestimmungen der deutschen Bundesverfassung von **1815** eigentlich hätte sein sollen, — sondern lediglich ein Fürstenbund, der seine Tagsatzung im Frankfurter „Bundestage" hatte, welcher letztere wieder ausschließlich nur aus den Gesandten der Fürsten zusammengesetzt war, während die Völker jedes Vertreters ihrer Rechte dabei gänzlich entbehrten. Nichts natürlicher daher, als daß diese Diplomaten- (Staatskünstler-) Versammlung keinen andern Zweck haben konnte, als den Despotismus (Willkürherrschaft) durch Vereinigung der Fürsten gegen die Völker aufrecht zu erhalten. Sie that dies von dem berüchtigten Karlsbader Ministercongresse im J. **1819** an bis zu den noch übler berüchtig-

ten geheimen Wiener Conferenzbeschlüssen*) von 1834; und diese Verbindung der unumschränkten Herren unter einander beruhte wieder auf der Unterdrückung der kleinern Fürsten durch die großen (Oesterreich und Preußen), und auf der Treulosigkeit der beiden Großen gegen einander. Also mit dem Hauptzweck zur Unterdrückung des Volkes und der kleinen Staaten, und schlüßlich noch dem der gegenseitigen Ueberlistung Oesterreichs und Preußens existirte dieser deutsche Bund. In der That ein

*) Diese geheimen Wiener Conferenz=Beschlüsse waren bis zum März d. J. durch die Censur dem Volke verborgen geblieben. Die deutschen Minister (mit alleiniger Ausnahme der würtembergischen) hatten weder den Muth, offen zu bekennen, noch auch in Abrede zu stellen, was sie in Nacht und Heimlichkeit gegen die Volksfreiheit gebrütet hatten. Der frühere badische Landtagsabgeordnete Welcker (jetzt Nationalvertreter in Frankfurt) nannte dieselbe sehr bezeichnend „eine ministerielle Verschwörung gegen die deutschen Verfassungsrechte" — und ein anderer badischer Abgeordneter, Kapp, erklärte sie für hoch= und landesverrätherisch. Wir halten es übrigens für nothwendig, diese Beschlüsse, — welche in einer Zeit zu Stande kamen, wo auch in Sachsen die Herren von Könneritz und von Zeschau schon Minister waren, und nach denen dieselben bis zu ihrem endlichen Sturze im März d. J. regiert haben — mindestens im Auszuge hier mitzutheilen, eines Theils, weil solche einem großen Theil des Volkes unbekannt geblieben sind, — und dann, um wenigstens unsern Lesern zu zeigen, daß wir Alle Ursache haben, Gott zu danken, daß die immer noch angepriesene sogenannte „gute alte Zeit" endlich nun einmal hinter uns liegt.

Diese Wiener Conferenz=Beschlüsse kamen zu Stande, um (wie es in der Eröffnungsrede des österreichischen Ministers v. Metternich hieß) „die gesammte Staatsgewalt im Oberhaupte vereinigt zu halten," — d. h. mit andern Worten: um die Staatsverfassungen zu einem bloßen Scheinwesen zu machen. Denn

§. 2. dieser Conferenzbeschlüsse legt die Deutung zweifelhafter Verfassungsbestimmungen ausschließlich in die Hände der Regierungen.

§. 16. stellt die Verordnungen, also das ministerielle Belieben, den Gesetzen gleich.

§. 19, 20 u. 21 heben das Steuerbewilligungs=Recht der Stände auf, indem sie bestimmen, daß bereits gemachte Ausgaben weder

sehr schlechter, aber dennoch ein deutscher Bundesstaat, — ein sehr ohnmächtiger, aber dennoch ein Senat von Königen und Fürsten!

Seit dem Sturz aller großen und kleinen deutschen Willkürherrschaften durch die Revolution im letztvergangenen Märzmonat ist jedoch auch dieser Fürstenbund in seine Urstoffe, d. h. in sein Nichts, aufgelöst worden; aus Herrschern wurden die deutschen Fürsten erste Volksbeamten, und an die Stelle ihrer

---

verweigert, noch deren Erstattung von den Ministern verlangt werden dürfe, und die Regierungen berechtigen, von den Ständen nicht bewilligte Steuern dennoch zu erheben.

§. 24 stellt das Militair außerhalb des gemeinsamen Rechtszustandes, indem er vorschreibt, daß „eine Beeidung desselben auf die Verfassung nirgends und zu keiner Zeit stattfinden darf."

§. 25, 26 u. 27 beschränken die Redefreiheit und die Oeffentlichkeit in den Kammern.

§. 28 verschärft und verewigt die Censur.

§. 29—32 beschränken die Zeitungen, führen das Concessionswesen und die Nachcensur ein.

§. 33 stellt sogar die ständischen Protokolle unter Censur.

§. 35 beschränkt die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen und spricht sich gegen Geschwornengerichte aus.

§. 38—56 heben die Lehrfreiheit auf, und vernichten jede akademische Freiheit.

§. 57 greift in die Rechtspflege ein, indem er die Berufung von den von der Regierung besetzten Landesgerichten an eine auswärtige Spruchbehörde abschneidet.

§. 60 endlich entzieht diese, das Verfassungswesen vernichtenden Beschlüsse dem Wissen des Volkes, indem er strenge „Geheimhaltung" derselben vorschreibt.

Diese kurzen Mittheilungen darüber genügen, jene, jedes freiheitliche Leben in Deutschland im Keime schon vernichtenden, Wiener Conferenzbeschlüsse als das darzustellen, was sie eigentlich und durchaus waren: der unerhörteste und frevelhafteste Hochverrath gegen das Volk. Sächsischer Seits fand der Beitritt hierzu durch den damaligen sächsischen Gesandten v. Minkwitz in Berlin statt, der sie im Auftrage der Minister v. Könneritz und v. Zeschau unterschrieb.

Souveränität (Oberhoheit) von „Gottes Gnaden" trat die Souveränität des Volkes, das sich nach selbstgegebenen Gesetzen regiert, und in den Fürsten nur die von ihm eingesetzten Vertreter und Vollstrecker seines eigenen Willens erkennt; und wie früher ausschließlich blos die Rechte der „Kronen" — gleichviel, ob sie wirkliche Rechte oder nur angemaßte waren — durch den „Bundestag" vertreten wurden, so werden jetzt hauptsächlich auch die Rechte des Volkes durch ein **Volksparlament** vertreten, das seinen Sitz ebenfalls in Frankfurt genommen hat, und von dem jetzt ausführlicher die Rede sein soll.

Kaum war nämlich der Donner der deutschen Märzrevolution in etwas wieder verhallt, als man vor Allem die Nothwendigkeit erkannte, eine Nationalversammlung nach Frankfurt zu berufen, um sich über die Angelegenheiten des deutschen Volkes zu berathen, und den alten volksfeindlichen „Bundestag" nicht nur zu überwachen, sondern auch auf dessen allmählige Auflösung hinzuwirken. So versammelten sich denn am 31. März d. J. schon mehrere hundert deutsche Männer von entschiedener Gesinnung daselbst. Ueberall, wo sie durchkamen, empfing sie der ungeheuerste Jubel des Volkes; denn überall erkannte man es, daß von dieser Nationalversammlung die Zukunft Deutschlands abhängen werde, und daß diese Männer, welche Vaterlandsliebe und Freiheitsdrang in die alte deutsche Reichsstadt führte, berufen seien, dem Volke die langentbehrte Freiheit wieder zu geben und dem deutschen Gesammtvaterlande eine ehrenvollere Stelle in der Reihe der europäischen Staaten anzuweisen, als es zeither eingenommen hatte. Nicht weniger festlich war der Empfang dieser Volksmänner in Frankfurt selbst. So schrieben u. A. die sächsischen Abgeordneten bald nach ihrer Ankunft daselbst unterm 30. März Folgendes nach Hause: „Eine so festlich geschmückte Stadt haben wir **nie**, hat Keiner von uns **je** gesehen. Die schwarzrothgoldenen Fahnen zählen nach Tausenden, sie bedecken die Stra-

ßen förmlich; dazwischen das reizende Grün, welches alle Häuser bedeckt, und die Tausende von Menschen, die in den Straßen wogen und Freudenschüsse ertönen lassen von allen Seiten; es ist ein großartiges, ein erhebendes Bild. Zwei Stunden haben wir gebraucht, ehe wir unsere Karten und Wohnungen hatten; alle Gasthöfe sind überfüllt, alle Privatwohnungen vergriffen. Bereits 400 Abgeordnete waren angemeldet, wir brachten noch 62; es wird demnach der Zahl nach ein Parlament, ein Reichstag, und als solches betrachtet es auch das Volk, — als solches begrüßten es zahlreiche Inschriften an Ehrenpforten u. s. w. — Schon die Reise war sehr lebendig; von Merseburg an erregten wir Aufmerksamkeit durch die herrlichen Gesellschaftswagen, welche die Thüringer Gesellschaft uns zur Verfügung gestellt. Die Zahl der Neugierigen, der Theilnehmenden stieg von Station zu Station, bis sie in Eisenach auf Tausende anwuchs, die uns mit der schwarz-roth-goldenen Fahne feierlich empfingen, mit kräftiger Ansprache begrüßten und nach einer Antwort von R. Blum feierlich in die Stadt geleiteten. Nachmittags zog Alles auf die Wartburg, da wir auf die Schnellpost warten mußten, Extrapost für die große Zahl aber nicht haben konnten. Ein Männer-Gesangverein empfing uns auf dem altehrwürdigen Schloßhofe, und bis zum Abend war letzterer dicht gefüllt, wobei Rede und Gesang wechselten. Als wir um 10 Uhr abfuhren, schallten uns noch tausendstimmige Vivats nach; das Militair erwies uns die kriegerischen Ehren. Noch jubelnder ging es in Hanau zu, wo ebenfalls das Bürgermilitair uns begrüßte, Tausende von Menschen die geschmückten Straßen füllten und die Wagen lange halten mußten, ehe wir fort konnten. Ronge, Blum und Graf Reichenbach sprachen aus den Fenstern oder vom Dache der Wagen herab. Kurz, der Jubel läßt uns noch nicht zur Besinnung kommen, und die Zeit drängt zur Absendung u. s. w." —

Es war am 31. März, früh ½9 Uhr, als endlich die Versammlung sich geordnet hatte, und vom sogenannten Kaisersaale des alten „Römers“ (das Stadthaus, wo sonst die deutschen Kaiser gekrönt wurden) die Präsidentenwahl verkündet wurde.. Der als Rechtslehrer rühmlichst bekannte Professor Mittermaier aus Baden ward Präsident der Versammlung, Dahlmann aber, v. Itzstein, R. Blum und Professor Jordan aus Marburg zu Vicepräsidenten ernannt. Unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute aller Glocken und dem endlosen Jubelruf der Menge ging der Zug sodann in die Paulskirche, die seitdem auch der Ort geblieben ist, wo das Parlament, oder der Reichstag, oder die Nationalversammlung, und wie sonst immer jene gesetzgebende Versammlung genannt werden mag, fortan seine Sitzungen hält, denen wir indeß nur nach Maßgabe des uns zu Gebote stehenden Raumes, d. h. flüchtig nur folgen können.

Die erste Sitzung in der festlich geschmückten Paulskirche eröffnete der Präsident Mittermaier mit einer kurzen Rede. „Die Vollmacht der Versammlung, sprach er, sei die Noth des dringenden Augenblicks. Die Sympathie der Versammlung gehöre dem Riesen des Volkes, das an die Pforte dieser Zeit klopfe und Einlaß zur neu zu gründenden Freiheit durch sociale (staatsgesellige) Verbesserungen fordere. Man müsse jetzt handeln, nicht mehr reden — und auch vor dem Kühnsten nicht erschrecken.“ — Die Geschäftsordnung, welche hierauf vorgelegt wurde, war musterhaft. Der sogenannte Siebnerausschuß (eine aus sieben Mitgliedern bestehende Commission, welche besonders auf den Zusammentritt einer Nationalversammlung hingewirkt hatte) brachte folgendes Programm (Einladungsschrift) vor die Versammlung:

I. Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern. II. Ein Senat der Einzelstaaten. III. Ein Haus des Volkes, hervorgehend aus Urwahlen nach dem Maßstab von 1 zu 70,000.

IV. Competenz des Bundes durch Verzichtung der Einzelstaaten auf folgende Punkte zu Gunsten der Centralgewalt: 1) Ein Heerwesen, 2) eine Vertretung gegenüber dem Auslande, 3) ein System des Handels, der Schifffahrtsgesetze, des Bundeszollwesens, der Münze, Maaß, Gewicht, Posten, Wasserstraßen und Eisenbahnen, 4) Einheit der Civil- und Strafgesetzgebung und des Gerichtsverfahrens, ein Bundesgericht, 5) Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte. V. Der Beschluß der Einberufung der constituirenden Nationalversammlung auf obige Grundlagen erfolgt durch die mit Vertrauensmännern verstärkten Bundesbehörden. VI. Ein aus gegenwärtiger Versammlung zu wählender permanenter (fortdauernder) Ausschuß von 15 Mitgliedern ist beauftragt, die Vollziehung der Einberufung der constituirenden (gesetzgebenden) Nationalversammlung zu betreiben. Wenn innerhalb vier Wochen von heute der Zusammentritt nicht erfolgt ist, so tritt diese Versammlung am 3. und 4. Mai hier wieder zusammen. Im Falle der Dringlichkeit kann der Ausschuß die Versammlung auf einen früheren Termin zusammenberufen. — Nachdem die Versammlung auf Antrag des badischen Abgeordneten Metz den Beistand Gottes zu ihrem Werke angerufen, legte Struve für sich und im Namen von 15 andern Mitgliedern eine Zusammenstellung der Rechte des Volks vor, deren Anerkennung sie verlangen. Sie lauten: Sicherheit der Person und des Eigenthums, Wohlstand, Bildung und Freiheit für Alle, Aufhebung der stehenden Soldatenheere, Verschmelzung mit der Volkswehr, Aufhebung der stehenden Beamtenheere; wohlfeile Regierung durch vom Volke frei gewählte Männer; Abschaffung der Abgabenheere, der Binnenzölle und Schifffahrtsabgaben, Zehnden, Gilden, Gewerbsteuern, Accisen u. s. w.; progressive (allmählig steigende) Vermögens- und Einkommensteuer mit Freilassung des nothwendigen Lebensunterhaltes; Grenzzölle für Handel, Ackerbau und Industrie; Abschaffung des Adels und

der Adelsvorrechte; Trennung der Kirche von Schule und Staat; Glaubensfreiheit, Associations- und deutsches Staatsbürgerrecht; Verbesserung der Lehrer- und Pfarrgehalte; Aufhebung der Klöster; unbedingte Preßfreiheit; öffentlich-mündliches Gerichtsverfahren; Selbstständigkeit der Gemeinden; Abhülfe des Nothstandes der arbeitenden Classen und des Mittelstandes; Beseitigung des Mißverhältnisses zwischen Capital und Arbeit durch ein Arbeitsministerium; Herstellung der Reichskreise, Abschaffung der erblichen Einherrschaft, dagegen ein freigewähltes Parlament, föderative (eine Alles unter sich verbindende) Verfassung nach amerikanischen Principien oder Grundsätzen. Die gegenwärtige Versammlung solle so lange in Frankfurt vereinigt bleiben, bis das deutsche Parlament zu Stande gekommen sei. Der Präsident bemerkt, daß zur Berathung dieser, so tief in alle Verhältnisse eingreifenden Anträge wenigstens vier Wochen erforderlich wären. Struve besteht darauf, daß diese, von ihm und 15 seiner Freunde unterzeichneten Anträge sofort berathen, oder einer Commission überwiesen werden. Schaffrath will einen Ausschuß zur Prüfung der Anträge, sowie des Programms der Siebnercommission. Die Commission sei nicht von der Versammlung erwählt, sei zusammengetreten vor der Umgestaltung Deutschlands, dem Sturze Metternichs, dem Blutvergießen in Berlin, das der Monarchie einen fast unersetzlichen Stoß gegeben, der Befreiung Schleswig-Holsteins. Der Ausschuß könne binnen 24 Stunden Bericht erstatten. Der Präsident: Die Punkte der Struve'schen Anträge könnten bei den einzelnen Paragraphen des Programms berathen werden. Welcker: Zur gründlichen Prüfung des Antrags würden 4 Wochen nicht hinreichen. Die Siebnercommission habe blos die großen Grundlagen entworfen; das Uebrige sei dem vom Fürsten zu berufenden und vom Volke frei zu wählenden Parlament zu überlassen. Oesterreich und Preußen seien hier fast gar nicht

vertreten; sie auszuschließen wäre nicht deutsch, nicht brav. Hecker: Man sei nicht hierher gekommen, um im Galopp binnen 24 Stunden und mit einer auf 10 Minuten für Jeden beschränkten Redezeit fertig zu werden. Das deutsche Volk suche in uns einen Haltpunkt, nachdem die Regierungen in Anarchie und Machtlosigkeit zerfahren. Aber auch die offenen und geheimen Reactionärs blicken auf uns. Das Volk erwarte von uns, daß wir beisammen bleiben, bis das deutsche Parlament zu Stande gekommen sei. Wenn wir jetzt auseinander gingen, würde die Sache der Freiheit um 50 Jahre zurückgeschoben. Wir müßten, wie es die Amerikaner thaten, vor Festsetzung der Verfassung eine Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers geben. Das Programm könne nicht berathen werden, ohne daß vorher ein Ausschuß die Anträge und Wünsche geprüft habe. Die Logik (Auslegung) des Programms sei eine ganz falsche; erst müsse das Volk kommen, dann erst das Bundeshaupt; so aber beginne man mit dem Letzteren; man stecke den Kopf in die Schlinge und die Schlinge werde zugezogen. Wir seien hier als berathende Versammlung des hohen Raths der Nation; jede Rücksicht auf Zeit- und Geldopfer müsse verschwinden. Die Versammlung möge sich als permanent erklären, bis das Parlament zu Stande gebracht sei, und die Wünsche und Anträge an eine verstärkte Commission verweisen.

Nach einigen weitern Debatten sprach sich die Versammlung mit überwiegender Mehrzahl gegen die Niedersetzung einer Commission zur nochmaligen Prüfung des Siebener-Programms und zur Begutachtung der verschiedenen Anträge und Wünsche aus. Den §. 1 des Programms (Bundesoberhaupt) beschloß man der Entscheidung des Parlaments vorzubehalten. Eisenmann's Antrag (sich zunächst mit der Festsetzung der deutschen constituirenden Versammlung zu beschäftigen) wird einstimmig angenommen. Schleiden aus Schleswig-Holstein

erklärt, er sei von der provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins gesendet (stürmische Acclamation), nicht an einen Fürstentag, sondern an diese Versammlung, die neben und selbst über den Fürsten stehe, und von der die Entwickelung des deutschen Volkes ausgehen solle. Die Versammlung möge erklären, daß Schleswig staatsrechtlich und national mit Holstein unzertrennlich verbunden, daß es in den deutschen Bund unverzüglich aufzunehmen und in dem constituirenden Parlament gleich allen andern Bundesstaaten durch freigewählte Abgeordnete zu vertreten sei. Mit allseitiger Acclamation angenommen; ein Mitglied, das dagegen protestiren will, wird nicht zu Worte gelassen. Für die Wiederherstellung Polens erklärten sich die meisten Redner. Die Beschlüsse waren: Aufnahme der deutschen Theile Ost- und Westpreußens (einstimmig); Offenlassen der Frage wegen Posens; Erklärung, daß die Versammlung von der Nothwendigkeit der Herstellung eines selbstständigen polnischen Reichs durchdrungen sei, und die Theilung Polens für ein schreiendes Unrecht halte (ebenfalls einstimmig); Annahme des Vertretungsmaßstabs von einem Abgeordneten auf 50,000 Seelen, in der Art jedoch, daß auch die Staaten mit geringerer Bevölkerung einen Abgeordneten erhalten. Die Sitzung wurde um 4 Uhr geschlossen. Die Debatten waren äußerst belebt, mitunter so stürmisch, daß die Autorität (Ansehn) des Präsidenten nur mit äußerster Mühe sich geltend machen konnte. Ein zum Glücke ungegründetes Gerücht von bewaffnetem Zusammenstoß hatte nur eine vorübergehende Störung zu Folge. Der Antrag auf Permanenz-Erklärung und Niedersetzung einer provisorischen Regierung wurde von v. Hecker gegen Schluß der Sitzung wiederholt, jedoch ohne weiteres Ergebniß angeregt.

In der Sitzung vom 1. April wurde die Berathung über den Wahlmodus für das constituirende Parlament fortgesetzt. Die gefaßten Beschlüsse lauteten: Daß im Allgemeinen mit

Vorbehalt der Festsetzung der einzelnen Principien, die genauere Bestimmung des Wahlmodus den einzelnen Staaten zu überlassen sei. Als Principien, welche für sämmtliche Bundesstaaten bindende Vorschrift sein sollen, wurde einstimmig auf Riesser's Antrag angenommen, daß bei den Wahlen kein Modus, keine Rücksicht auf Confession oder Standesunterschied gelten soll. Darüber, ob auch das Princip der directen Wahl als Vorschrift gelten solle, wurde nach lebhaften Debatten die Abstimmung mit Namensaufruf beschlossen. Diese ergab als Resultat die Verneinung der Frage mit 317 gegen 194 Stimmen. Dagegen wurde die Frage: ob die Versammlung die directe Wahl als Princip anerkenne, den einzelnen Staaten aber die Freiheit einräume, für jetzt davon abzusehen, und es ihren Bedürfnissen und Verhältnissen gemäß einzurichten, einstimmig angenommen und beschlossen: daß jeder volljährige Staatsbürger wahlberechtigt und wählbar sei, daß der Deputirte nicht dem Staate angehören brauche, den er vertritt. Daß politische Flüchtlinge, die in fremden Ländern das Bürgerrecht angenommen, die Wahlrechte erhalten sollen, wenn sie erklären, wieder deutsche Staatsbürger sein zu wollen, wurde mit Acclamation angenommen, ebenso die Wahl Frankfurts als Sitz des Parlaments. Unter der freudigsten Aufregung wurde um 1 Uhr die Sitzung auf eine halbe Stunde suspendirt (ausgesetzt).

Der erste entscheidende Schritt, welchen das Vorparlament that, geschah in der 2. Sitzung desselben am 1. April. Hier wurde der Heckersche Antrag auf Permanenzerklärung mit 368 gegen 143 Stimmen verworfen, dagegen aber ein Antrag v. Gagerns, einen Ausschuß von 50 Mitgliedern zu ernennen, welcher bis zum Zusammentritt der wirklichen constituirenden (gesetzgebenden) Versammlung permanent (fortdauernd) bleiben solle, mit überwiegender Stimmenmehrheit angenommen.

Schon damals bildeten sich unter der Versammlung zwei

Parteien, Doctrinäre (Freunde der Erhaltung des Bestehenden in etwas veränderter Form; hierzu gehörten namentlich die Männer der Fachwissenschaften, überhaupt die Gelehrten) und entschiedene Männer des Volkes. Die Einen wollten durchaus Alles nach ihren professorischen Compendien (Abkürzungen) einrichten, während die Andern an weiter nichts dachten, als an die großen Lehren der Gegenwart und mit dem Volke fühlten, das sich nothgedrungen erhoben hatte und an diese seine Erhebung auch glaubte. Nichts natürlicher daher, als daß mit dieser Spaltung der Versammelten in Parteien zugleich auch der erste Grund gelegt wurde zu einem Parteienkampf, der bis diesen Augenblick noch zwischen den Halben und Entschiedenen (der Rechten und Linken) mehr oder minder lebhaft fortgesetzt wird und uns als Frucht davon das nichts weniger als erfreuliche Endergebniß in Aussicht zu stellen scheint, daß wir entweder noch die wirkliche Freiheit und eine durchgreifende Organisation (Regelung, Einrichtung nach freisinnigen Grundsätzen) des ganzen Volkskörpers erlangen, — oder aber aufs Neue wieder um die großen freiheitlichen Errungenschaften unserer Tage, mithin noch einmal um die goldenen Früchte der letzten großen Revolution werden gebracht werden. Hierbei hat die Erfahrung bereits gelehrt, daß die größten Feinde der Volksfreiheit die alt und kraftlos gewordenen Liberalen sind, gleichviel, ob sie früher ihrer liberalen Grundsätze wegen 15 oder 150 Jahre lang im Gefängnisse gesessen oder in der Verbannung gelebt haben; eben so hat aber auch die Erfahrung gelehrt, daß das beste Mittel gegen eine neue Herrschaft der alten Philister, gegen die übergroße Weisheit der gelehrten Zöpfe Volksbelehrung durch die Presse und durch Volksversammlungen sei, wodurch und wobei das Volk auf diejenigen Männer aufmerksam gemacht werden soll, die es zu seinen Vertretern in Reichsversammlungen und auf Landtagen ernennen kann. Doch kehren wir jetzt wieder zur Hauptsache zurück.

Während das Vorparlament sich auf diese Weise mit der Zukunft des deutschen Volkes beschäftigte, löste sich der alte volksfeindliche „Bundestag" durch den Austritt aller Mitglieder des alten Systems (der alten Regierungsweise) und durch die Zurücknahme der Verfassungs- und Freiheitsverletzungen von Karlsbad, Wien u. s. w. unerwartet und völlig auf, und überließ seine Geschäfte dem Vorparlamente, in welchem sich mittlerweile der vorerwähnte Funfziger-Ausschuß gebildet hatte, der unter v. Soirons Vorsitz seine Sitzungen im Kaisersaale des „Römers" hielt.

Das erste Lebenszeichen, welches dieser Funfziger-Ausschuß von sich gab, war eine Proklamation (Bekanntmachung) an das deutsche Volk, in welcher jedoch das Wichtigste blos der Anfang war, obgleich er ebenfalls nichts Neues, sondern nur den Satz enthielt: „daß die künftige constituirende (gesetzgebende) Nationalversammlung die Verfassung Deutschlands und die unveräußerlichen Volksrechte feststellen werde." Andere Beschäftigungen im Sinne jener Erklärung füllten die Zeit des Bestehens dieses Funfziger-Ausschusses aus, dessen Thätigkeit bis zum Zusammentritt des ordentlichen Volksparlaments durch nichts weiter unterbrochen wurde, als durch die republikanische Schilderhebung Heckers, die indeß einen für die Betheiligten unglücklichen Ausgang nahm und Heckers Auswanderung nach Amerika zur Folge hatte.

Das ordentliche Volksparlament, oder die eigentliche Nationalversammlung ward endlich am 18. Mai in der Paulskirche zu Frankfurt eröffnet. Nachdem der frühere „deutsche Bund" das Vertrauen der Nation verloren hatte, sollte das neue Volksparlament Deutschland eine neue und volksthümlichere Verfassung geben.

Am 19. Mai ward der hessendarmstädtische Minister von Gagern zum Präsidenten der Versammlung erwählt; er nahm die Wahl an, und wies hierbei auf die große Aufgabe der Ver-

sammlung hin, die im Namen des souveränen (selbstregierenden) Volks versammelt sei, um Deutschland zu constituiren, d. h. zu einem geordneten Staate zu machen.

Am 3. Juni kam endlich nach mancherlei unwesentlichen Verhandlungen der Nerv der ganzen Versammlung, die Bildung einer provisorischen (einstweiligen) Centralgewalt für Deutschland zu Stande, diese Centralgewalt oder oberste deutsche Regierungsbehörde sollte aus einem unverantwortlichen Reichsverweser und einem ihm zugetheilten verantwortlichen Reichsministerium bestehen. Bei der Wahl derselben wurde der Erzherzog Johann von Oesterreich zum Reichsverweser, die Abgeordneten v. Schmerling, v. Mohl, Heckscher, v. Peucker, Duckwitz und v. Beckerath aber zu dessen Ministern durch Stimmenmehrheit ernannt, welche sämmtlich diese Wahlen auch annahmen.

Seitdem beschäftigt sich das Parlament mit der Berathung der künftigen allgemeinen deutschen Verfassung. Der Aufstand in Frankfurt und die dabei erfolgte Ermordung der Abgeordneten v. Auerswald und v. Lychnowski wird in einem besondern Abschnitte besprochen werden. Zuvor aber werden unsere Blicke nach der Hauptstadt Böhmens, Prag, hingelenkt, wo mittlerweile eine neue Revolution sich verbreitet hatte, die am Pfingstfeste zum Ausbruche kam und die Schrecken des Bürgerkrieges auch über die bisher friedlichen Ufer der Moldau verbreitete.

Das blutige Pfingstfest in Prag.

Wie es sich schon von vornherein erwarten ließ, daß die bewegte Zeit und ihre großartigen Ereignisse auch auf die Stimmung der Gemüther in Böhmen von entscheidendem Einflusse

sein würden, so geschah es nur allzubald. Dankbar erfreute sich zwar auch Böhmens Volk und Land des neuen Segens der Freiheit und trat nach langer geistiger und leiblicher Knechtschaft mit ein in die Reihen der Völker, welche geflügelten Schrittes ihrer politischen Selbstständigkeit entgegeneilten.

Indessen konnte es bei der gemischten Bevölkerung Böhmens, namentlich aber der Hauptstadt, nicht fehlen, daß Mißtrauen und Zerwürfnisse zwischen den Slaven und Deutschen entstanden, die nach und nach in blutigen Haß sich gestalteten. Den Ausbruch der offenbaren Feindseligkeiten führte endlich der in Prag zusammengetretene große Slaven=Congreß herbei, dessen Streben dahin ging, ein großes Slavenreich zu gründen, in welchem Prag der Mittelpunkt, die deutsche Bevölkerung aber nur geduldet sein sollte. Alle Slaven stimmten hierbei gegen jeden deutschen Einfluß, der sich von Frankfurt her über Böhmen verbreiten könnte. Währenddem rüstete man sich, wie zum Kriege, und als das Pfingstfest nahte, bot Prag den Anblick einer zum Kampf sich rüstenden Stadt dar.

So rückte das liebliche Fest der Maien heran. Der Frühling hatte seinen schönsten Schmuck angelegt, als unter Glockenklang der erste Festtag erschien, der indeß bald genug zu einem Tage des Schreckens für die unglückliche Stadt werden sollte. Denn als die andächtige Menge zu einem großen altslavischen Hochamte eilte, las man schon an den Straßenecken gedruckte Aufforderungen zur Wachsamkeit gegen die Deutschen.

Darüber vergaß Alles den Gottesdienst. Man strömte zu dem Kommandirenden, Fürsten Windischgrätz, um Waffen zu fordern und so auf alle Fälle gerüstet zu sein, was jedoch verweigert wurde. Während deshalb noch hin und her gestritten wurde, zogen — es war unterdeß Mittag geworden — Grenadiere und Husaren auf, das Geschütz erhielt Gespann, und Swornost (slavische Nationalgarde), Studenten und Bürgergarden stellten sich am Rathhause auf. Die hohe Messe ward

ward nun auf den zweiten Feiertag verlegt. Dieser kam — ein herrlicher Tag; wer hätte es geahnt, daß er Blut, Trauer und Leichen bringen werde?! — —

Die feierliche Slavenmesse wurde am 2. Pfingsttage abgehalten; von da zog die Menge vor das General-Commandogebäude, brachte Mittags dem Fürsten Windischgrätz ein Pereat (Verwünschungsruf) und der Tumult begann, als dessen erstes bedauernswerthes Opfer die unglückliche Gemahlin des Fürsten, eine geborne Fürstin Schwarzenberg, fiel, welche durch einen Schuß aus dem Fenster eines gegenüber liegenden Hauses getödtet wurde. Obschon selbst nach dieser Schandthat noch der Fürst versöhnende Worte sprach, so brachte dies dennoch nur sein Leben in Gefahr, das nur durch die entschlossene Haltung der Grenadiere gerettet werden konnte.

Jetzt aber begann das Straßengefecht an allen Ecken; Barricaden wurden errichtet, die große Moldaubrücke verschanzt und die neue Kettenbrücke zum Theil abgebrochen. Man focht mit beispielloser Wuth, bis endlich das Militair der Uebermacht in der Altstadt weichen und sich auf den Hradschin zurückziehen mußte. Die Nacht fiel auf Blut und Leichen und furchtbar gemißhandelte Verwundete; Kartätschenfeuer schmetterte in die Barricaden und schlug in die Häuser, aus denen geschossen wurde. Jedes Haus in den bewegten Straßen war eine Festung, und von den Baugerüsten schlug der Tod unter die Kämpfenden.

Auch der nächstfolgende Tag blieb ein Tag des wüthendsten Kampfes. Die Truppen machten neue Anstrengungen, jedoch vergeblich. Selbst wüthende Weiber stürmten in die Reihen der Soldaten und zerfleischten jeden Unglücklichen, der in ihre Hände fiel, mit wahrer teuflischer Wuth. Nur wo Studenten und Bürgergarden fochten, gab es einen geregeltern und menschlichern Kampf.

So wüthete der Kampf fort auch in den folgenden Tagen, und wurde am 14. Juni nur auf Augenblicke durch die

Bestattung der Gebliebenen unterbrochen. Als aber am 15. Juni das vorher angesagte Bombardement seinen Anfang nahm, und 36 Feuerschlünde ihre Alles zermalmenden Eisenballen auf die unglückliche Stadt niederschmetterten, — als der Brand der getroffenen Gebäude die Nacht zum Tage machte, und das grausige Getümmel erhellte, — da sank endlich den Empörern der Muth. Sie übergaben die Stadt, lieferten die Waffen ab und unterwarfen sich der über sie verhängten Untersuchung, welche jedoch zur Zeit noch kein anderes Ergebniß geliefert hat, als daß die anfänglich eingezogenen Rädelsführer des Aufstandes wieder auf freiem Fuße sich befinden, obschon es bei dem ganzen Trauerspiel auf nichts Geringeres, als auf den Mord sämmtlicher Deutschen, abgesehen gewesen zu sein scheint.

Aber wie öfters die dunkelste Nacht durch freundlichen Sternenschimmer erleuchtet wird, so gab es auch hierbei mitten unter den Scenen wilder Grausamkeit Beweise wahrer Menschen- und Christenliebe. Die barmherzigen Brüder drängten sich in das Gewühl der Schlacht, um zu retten, zu erquicken und zu trösten, wo es nöthig war, ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses und der Nationalität. Auch fehlte es dieser herrlichen Brüderschaft nicht an Gelegenheit, ihren frommen und menschenfreundlichen Eifer bethätigen zu können, da die Zahl der Todten sich auf 400 belaufen haben soll, die Verwundeten gar nicht mitgerechnet, deren Zahl wenigstens doppelt so groß gewesen sein mag.

Prag selbst hat sich seitdem noch nicht ordentlich wieder erheben können, und sein früherer Wohlstand scheint auf lange Zeit vernichtet zu sein. Möge der Genius des Friedens und der Eintracht indeß auch über Böhmen segnend wieder walten; denn nur unter seinem Schutze sprießt Volkswohl in Gesetz und Freiheit empor! —

Der Junikampf in Paris.

Kaum war an den Ufern der Moldau der Kanonendonner verhallt, welcher das siegestrunkene Slaventhum in Böhmen wieder zur Besinnung gebracht, und die dortigen Deutschen vor dem sichern Untergange gerettet hatte, als eine neue Revolution im Westen Europa's die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war der Junikampf in Paris.

Nach blutigem Siege hatte Frankreich schon am 25. Februar die Republik errungen, und unter der provisorischen Regierung rechtlich gesinnter Männer aus dem Bürgerstande die Souveränität des Volkes begründet, und die Klasse der Arbeiter in den Besitz der vollen Rechte des Bürgerthums eines Freistaates gesetzt.

Indeß dauerte das Glück der ersten Republik kaum drei Monate hindurch. Die bodenlos schlechte frühere Königsregierung hatte die gesellschaftlichen Zustände so arg zerrüttet, daß an eine baldige Heilung gar nicht zu denken war. Besonders weiter und weiter war die Kluft zwischen Arm und Reich geworden, und die Arbeit stand zum Verdienste in keinem Verhältnisse mehr, — ja, es gab am Ende nichts als Arbeiter, die ihre Hände umsonst nach Arbeit ausstreckten und hungerten, während von den Großen und Reichen Millionen vergeudet wurden. Die junge Republik, selbst arm zur Welt gekommen, vermochte diesen Uebelständen nicht auf einmal zu steuern, und zerarbeitete sich umsonst mit Plänen zur Verbesserung der Zustände der arbeitenden Klassen. So konnte es schlüßlich nicht anders kommen, als daß im Schooße der Hauptstadt, dem Mittelpunkte der arbeitenden und arbeitlosen Kräfte, allmählig ein neuer Bürgerkrieg sich vorbereitete, der endlich auch um den Johannistag wirklich zum Ausbruche kam, und nur mit Strömen von Blut unterdrückt werden konnte.

Dieser Junikampf war weit fürchterlicher, als der des Februars; denn hierbei gab es Scenen von ausgesuchter Grau-

samkeit. Hierbei war Mord und Barricadenkampf — hier ein wahres Schlachten — ein Straßenkampf, wo im wahren Sinne des Wortes die Erde schlüpfrig wurde vom vergossenen Blute — wo unter Kuglregen, Steinwürfen und Schmettern des Kartätschenhagels Alt und Jung, Weib und Kind fürchterlich endigte. Hierbei war es auch, wo der edle Erzbischof von Paris mitten in der Straßenschlacht Frieden und Versöhnung predigen wollte, und gleich einem Märtyrer, dahin sank im Strome des eigenen Blutes.

Endlich siegte die Republik. Die Aufrührer fielen — und auf den Leichen von **20,000** Menschen erhob sich der militairische Unterdrücker des Aufstandes, der General Cavaignac, zur höchsten Würde im Freistaate, zum Dictator oder höchsten Gewalthaber von Frankreich.

War auch der Haß der Armen gegen die Reichen die Seele dieses Aufstandes gewesen, so wäre derselbe doch kaum zum Ausbruche gekommen, wären diese Armen und Brodlosen nicht von königlich gesinnten Schurken aller Art aufgehetzt worden, indem Letztere dadurch ihre Pläne durchzusetzen, und der ihnen verhaßten Republik den Todesstoß versetzen zu können meinten. Die sogenannten Legitimisten (Rechtsmäßigen oder Anhänger der ältern Linie der Bourbons) wollten den französischen Thron für Heinrich V. (Herzog von Bordeaux, Enkel des **1830** vertriebenen Karls X.); die Napoleonisten für Louis Napoleon (Napoleons Brudersohn); dazwischen wirkte russisches Geld für das Haus Orleans u. s. w. — Wer aber diesen Aufstand zum Nachtheile der Republik deuten wollte, der würde offenbar die Geschichte verdrehen. Denn gerade zu Gunsten der Republik ist er zu erklären — und muß er gedeutet werden; nur die Republik konnte diesen furchtbaren Stoß aushalten, — jede Monarchie aber würde davon zusammengestürzt sein! —

Am oberflächlichsten hierüber urtheilten die deutschen halbschürigen liberalen Blätter, welche meinten, die Armuth — und

mithin auch dieser Aufstand, als eine nothwendige Folge derselben — sei fast nur aus den drückenden indirecten Steuern entstanden. Dachten denn diese Blätter dabei gar nicht an die verkümmerte Industrie (Gewerbfleiß), an die Alles verschlingende Kapitalsherrschaft, an die Concurrenz (Wetteifer), und wie diese rein sozialen (staatsgesellschaftlichen Quellen des Proletariats (Armeteufelthums) alle heißen? — Dachten sie ferner nicht an die Zerstörerin alles Wohlstandes des europäischen Festlandes, an England? — Die junge französische Republik konnte sich in der Wahl der Mittel zu Hebung der niedern Volksklassen, des Proletariats, irren; aber die Krankheit lag tiefer, und war zu alt schon und gefährlicher, als daß sie sobald hätte geheilt werden können, denn sie liegt in der ungeheuren Kluft zwischen Arm und Reich, zwischen Verdienst und Bedarf — und ist allen monarchischen Staaten eigen, in welchen es nur gewisse Menschenklassen, aber keine Staatsbürger giebt, die zu gleichem Rechte und gleichem Glücke berufen sind.

Der neue deutsche Reichsverweser.

Wie bereits früher schon erwähnt, traf die Wahl eines deutschen Reichsoberhaupts den Erzherzog Johann von Oesterreich, obschon die „Linke" nicht für ihn, sondern der Mehrheit nach für Vater Itzstein aus Baden gestimmt hatte.

Bereits am 4. Juli traf die an den Gewählten abgesendete Deputation in Wien ein, begrüßt von dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken.

Johann, der sich damals wegen Leitung der Landesangelegenheiten, wozu er vom Kaiser besondern Auftrag erhalten hatte, in Wien aufhielt, nahm die Wahl an, und traf bereits am 12. Juli in Frankfurt ein.

Die Mitglieder der Nationalversammlung, welche ihm ihre Stimmen gegeben hatten, empfingen ihn im (ärgerlicher Name von übler Vorbedeutung!) „russischen Hofe." Der

Präsident v. Gagern hielt eine Anrede, und lud den Angekommenen ein, in der Nationalversammlung zu erscheinen, um dort mittelst feierlicher Handlung die hohe Würde eines Reichsverwesers förmlich anzutreten. Hierauf entgegnete Johann: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für den Empfang. Als ich die Nachricht von der Wahl des deutschen Volkes vernahm, war ich erstaunt, daß mein großes Vaterland, das große Deutschland, in meinen alten Tagen an mich einfachen Mann gedacht hatte. Es giebt Anforderungen an den Menschen, bei welchen er nicht schwanken darf, in welchen Lagen und in was immer für Verhältnissen er sich befinden mag. Wenn das Vaterland ruft, so ist es Pflicht, seine letzte Kraft, seine letzten Jahre demselben zu weihen." — Abends brachte man ihm von Seiten der Frankfurter Bürgerwehr einen großartigen Fackelzug.

Am andern Tage hielt die Nationalversammlung Sitzung. Sie begann halb 9 Uhr. Die Paulskirche war überfüllt; die Plätze der Abgeordneten zum Theil dem Publikum, von der „Linken" insbesondere den Frauen eingeräumt. Der Abgeordnete Heckscher (nachmaliger Reichsminister) eröffnete die Sitzung mit einem Bericht über die Deputationsreise nach Wien, der übrigens an Langweiligkeit seines Gleichen zu suchen schien. Schon während dieser Rede hatten Geschützesdonner und Glockengeläute die nahende Feierlichkeit verkündet. Nachdem nun der Berichterstatter geendiget hatte, ersuchte der Präsident die am Tage vorher durchs Loos bestimmte Deputation von 50 Mitgliedern, dem Reichsverweser entgegen zu gehen, und hob einstweilen die Sitzung auf.

Um 11 Uhr erschien der Erwartete im Geleite der Deputation, nahm den ihm bestimmten Ehrenplatz ein, worauf der Präsident von Gagern eine Anrede hielt, in welcher er ihn willkommen hieß, und ihnen die Unterstützung der Nationalversammlung zusicherte.

Hierauf verlas der Secretär Biedermann (aus Leipzig)

das Gesetz über die Einführung der provisorischen Centralgewalt, worauf sich der Präsident die wiederholte Erklärung vom Erzherzog erbat, dies Gesetz halten zu wollen. Diese Erklärung wiederholte Johann und sprach es zugleich aus, daß er sich diesem Amte ungetheilt widmen und den Kaiser von Oesterreich ersuchen werde, ihn von der weiteren Stellvertretung in Wien zu entbinden. Sodann ging der Zug wieder aus der Paulskirche fort. Die 25 Mitglieder der „äußersten Linken" aber, welche folgerechter Weise gegen die „Unverantwortlichkeit" des Reichsverwesers gestimmt hatten, waren nicht in der Sitzung zugegen gewesen.

Hierauf begab sich der Erzherzog in den Palast auf der Eschenheimer Gasse, wo damals noch der alte Bundestags-Leichnam seine Sitzungen hielt. Auch dieser war an dem Tage versammelt und hielt seine letzte Sitzung, wobei noch das Lächerlichste war, daß diese Sitzung öffentlich war. Mit der sodann erfolgten Auflösung dieses Bundestages durch den neuen deutschen Reichsverweser endigte sich diese Huldigungsfeier.

Der Erzherzog Johann ist übrigens ein jüngerer Bruder des verstorbenen Kaiser Franz von Oesterreich und Sohn des vorletzten deutschen Kaisers Leopold II., der bei der Geburt dieses Sohnes noch Großherzog von Toscana war. Geboren zu Florenz am 20. Januar 1782, steht er gegenwärtig schon im Greisenalter, weshalb es weniger an dem Willen Johanns, als an seinen Wählern liegt, wenn die bereits von ihm gethanen Schritte in der Leitung der deutschen Angelegenheiten nicht allenthalben den Volkswünschen entsprechen. Deutschland bedarf jetzt von Rechtswegen eines Mannes an seiner Spitze, der mit Jugendfeuer kühne Entschlossenheit und festen Willen vereinigt. Nur dann wäre Hoffnung da, daß Deutschland gesunden könne.

Kaiser Franzen wird es übrigens bei der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone am 6. August 1806 schwerlich geträumt haben, daß einer seiner Brüder nach 40 Jahren noch als deut-

sches Reichsoberhaupt ihm nachfolgen werde. — So wechseln die Zeiten! — Möge jedoch aus diesem Zeitenwechsel nur Gutes für Deutschland entsprießen!

Die Unruhen in Chemnitz.

Es liegt wohl weniger in dem menschlichen Willen, in den menschlichen Neigungen und Leidenschaften, daß jetzt ein Aufstand dem andern folgt, vielmehr in dem Geiste der bewegten Zeit, die unaufhaltsam vorwärts fluthet und deren empörte Wogen jedes Hinderniß in gewaltiger Strömung mit fortreißen, bis sich endlich der politische Himmel aufgeklärt haben wird und alle Ursachen dieser Sturmfluthen glücklich beseitigt sein werden. Wie? dies erfolgen wird, — das weiß freilich nur Der, welcher die Zeiten lenkt und die Schicksale der Staubgebornen in milden Vaterhänden trägt!

Mit den klagenswerthen Ereignissen im Aprilmonat sollten die Aeußerungen des Empörungsgeistes leider auch für unser Sachsen noch nicht geschlossen sein, indem in den ersten Tagen des Septmbers auch die große Fabrikstadt Chemnitz zum Schauplatze von Thaten ward, welche das Herz des wahren Volksfreundes tief und schmerzlich ergriffen.

Die nächste Veranlassung dazu gab die im Lande immer noch herrschende Noth, besonders durch die Arbeitslosigkeit der Fabrikarbeiter, wodurch Mißstimmung und Aufregung sich erzeugten. Dann bot aber auch noch die im vorigen Jahre während der sogenannten „Brodunruhen" erfolgte Verhaftung zweier Tumultuanten einen andern Anhaltepunkt für die Menge, diese Mißstimmung in ungesetzlichen Handlungen laut werden zu lassen.

Die Unruhen begannen am **11.** Sept. mit der gewaltsamen Befreiung der erwähnten Gefangenen aus der Haft. Die zur Wiederherstellung der Ruhe aufgeforderte Communalgarde erschienen nur spärlich auf den bedrohten Punkten, und so konnte

der Tumult ungestört weiter um sich greifen, und selbst dem einrückenden Militär, das sich höchst mäßig und ruhig im Anfange benahm, war nur Hohn und Steinwürfe entgegengesetzt worden. Barrikaden wurden nun errichtet, und am 12. Sept. kam es zum wirklichen Straßenkampfe, der mit wenigen Unterbrechungen forttobte bis zum 13. September, wo endlich die bewaffnete Macht den Sieg für die gesetzliche Ruhe und Ordnung entschied. Die Folge davon war, daß es auf Seiten der Tumultuanten gegen 16 Todte und Verwundete gab, während beim Militär nur einem gestürzten und kampfunfähig gewordenen Reiter von der wüthenden Menge alle Zähne ausgeschlagen wurden, worauf das unglückliche Opfer jedoch zur rechten Zeit noch den Händen seiner Peiniger entrissen ward.

41 Rädelsführer erwarten das Ergebniß der gegen sie eingeleiteten Criminaluntersuchung im Gefängnisse und werden die Folgen ihrer strafbaren Handlungen mehr oder minder in Zukunft zu bestrafen haben.

Die Mordscenen zu Frankfurt.

Wir kommen hier zu einem Ereigniß, von dem wir lieber wünschten, es mit Stillschweigen übergehen zu können, weil es eines Theils den schlagendsten Beweis liefert, daß die Aristokratie (Adelsherrschaft), oder doch wenigstens ein Theil derselben immer noch die alte unverbesserliche Gegnerin der Volksfreiheit ist, welche alle Warnungen der Zeitgeschichte in den Wind schlägt und für die es keine großen und heilsamen Lehren in der Weltgeschichte giebt, — und dann, weil eben dieses Ereigniß den traurigen Beweis liefert, daß selbst ein edles Volk, wenn es gereizt wird, von der Bahn des Rechts abzuweichen und seine Hände mit dem Blute seiner Mitbürger zu beflecken vermag. Wir meinen damit die Mordscenen zu Frankfurt a. M.

Bei dem ununterbrochenen Kampfe der Parteien in der Paulskirche zu Frankfurt konnte es nicht fehlen, daß auch die

Stimmung im Volke gegen die sogenannte „Rechte" allmählig immer gereizter wurde, je mehr letztere bei der Mehrzahl ihrer Mitglieder ihren eigenen Willen durchzusetzen und die meisten Beschlüsse der Nationalversammlung in ihrem Sinne zu gestalten vermochte, — während die volksfreundlichere und entschiedenere Linke stets nur in der Minderheit blieb und trotz ihrer geistigen Ueberlegenheit stets nur im Hintertreffen bleiben mußte. Der Riß zwischen diesen beiden Parteien wurde indeß völlig unheilbar, als es den Bemühungen einer kleinen Partei in der größern, der „Rechten," gelungen war, die bereits beschlossene Verwerfung des bekannten unheilvollen Waffenstillstandes mit Dänemark wieder rückgängig zu machen und den Waffenstillstand selbst für gültig zu erklären, wodurch das Volk nicht blos in seiner Partei in der Nationalversammlung, sondern auch in seinen heiligsten Empfindungen, in seinem Nationalgefühl, schwer und empfindlich verletzt werden mußte. Man schrie schon vor der endlichen Abstimmung über diese Waffenstillstandsfrage laut über Verrath an dem Vaterlande, und die Haltung des Volkes den Mitgliedern der „Rechten" gegenüber ward eine so bedrohliche, daß an einem baldigen Ausbruche des Sturmes kein Zweifel mehr war.

Dieser Ausbruch erfolgte am 16. Sept. Vormittags während der Sitzung der Nationalversammlung. Nicht nur die Paulskirche war die Sitzung über ungeheuer gefüllt gewesen, sondern auch auf dem Platze vor derselben hatten Tausende des Ergebnisses der Abstimmung geharrt. Wie nun endlich dieses, die Anerkennung des Waffenstillstandes, von der Menge empfangen wurde, läßt sich schwer beschreiben. Vorerst machte die Volksstimmung in einem fortwährenden und wüthend gesungenen Liede zu Ehren Heckers sich Luft. Beim Nachhausegehen der Deputirten aber wurden die Abgeordneten der „Linken" mit lautem Jubel, die von der „Rechten" jedoch mit gellenden Mißfallensbezeigungen empfangen. Um 9 Uhr ward der im „Deutschen Hofe" versammelten Linken von der gewaltigen

Volksmasse ein donnerndes Hoch gebracht. Dann wälzte sich die Menge durch die Straßen, zertrümmerte alle Fenster in der Wohnung des Reichsministers Heckscher und suchte schon damals, jedoch umsonst, nach dem Herrn v. Vincke, vor Allem indeß nach dem Fürsten v. Lychnowski, einem Hocharistokraten, welcher, der Volkssache feind, schon früher unter der sogenannten spanischen Glaubensarmee für die Sache des finstern Tyrannen Don Carlos, und daher gegen die Liberalen in Spanien gekämpft hatte, und auch hier dem großen Grundsatze der Freiheit mehrfach schroff und höhnend entgegen getreten war.

Der 17. September verlief zum Theil ruhig. Eine an diesem Tage auf der sogenannten Pfingstweide abgehaltene Volksversammlung war von beinahe an 20,000 Menschen besucht. Auch traf an demselben Tage ein Theil der Mainzer Garnison in Frankfurt ein, welche in Gemeinschaft mit noch anderm Militär sowohl die Paulskirche, als auch die hauptsächlichsten Straßen und Plätze der Stadt besetzte.

Unter diesen kriegerischen Zurüstungen nahte endlich der unglückliche 18. September.

Gleich nach 2 Uhr Nachmittags entspann sich der Kampf des Volkes mit den aus Mainz eingerückten Oesterreichern und Preußen, wobei es auf beiden Seiten viele Todte und Verwundete gab. Allenthalben wurden Barrikaden errichtet, das Schießen dauerte ununterbrochen fort und das Militär sah sich zuletzt genöthigt, auf den durch mehrere Mitglieder der „Linken" betriebenen halbstündigen Waffenstillstand einzugehen, da seine Lage immer gefahrvoller ward und es jedenfalls rettungslos verloren gewesen wäre, wenn auch die Bürger von Frankfurt an dem Kampfe gegen dasselbe Theil genommen hätten.

Nach Ablauf des kurzen Waffenstillstandes erhob sich jedoch der Straßenkampf auf's Neue und dauerte mit gleicher Erbitterung fort bis in die sinkende Nacht. Erst, nachdem das Militär bedeutende Unterstützung von Außen her erhalten hatte, neigte sich der Sieg auf dessen Seite und machte den Gefechten

ein Ende. Doch noch vor der Entscheidung des Kampfes fielen zwei Männer der Volkswuth zum Opfer: der preußische General v. Auerswald und der bereits vorhin erwähnte schlesische Standesherr Fürst v. Lychnowski, bei deren Tode wir etwas länger verweilen wollen.

Es mochte etwa gegen 6 Uhr Abends sein, als die Nachricht in die Stadt gelangte, daß jene beiden Männer von heranziehenden Freischaaren gefangen seien und schneller Rettung bedürften. Auf dieses Gerücht hin eilte sogleich der Major Deetz mit einer Abtheilung Infanterie nach jener Gegend zu, wo den erhaltenen Nachrichten nach jene Unglücklichen weilen mußten, langte jedoch leider zu spät an, um deren Leben zu retten. Denn bald fand man den Fürsten Lychnowski zwar lebend noch, aber furchtbar verstümmelt in seinem Blute schwimmend. Man hatte den unglücklichen Mann im eigentlichen Sinne des Wortes zerfleischt und ihm die Glieder mit Knütteln zerschlagen. In das Haus des ihm bekannten Bankier v. Bethmann geschafft, erwachte er noch einmal aus seiner Betäubung, um bald darauf wirklich zu verscheiden. Die Leiche des General v. Auerswald dagegen wurde erst Nachts 11 Uhr aufgefunden und zur Stadt gebracht. Kugeln und Sensenhiebe hatten auch seinem Leben ein Ende gemacht.

Eine spätere glaubwürdige Mittheilung erzählt über diesen bedauernswerthen Vorfall Folgendes.

Herr v. Bethmann befand sich in der Stadt. Es war 5 Uhr Nachmittags am 18. September. Dessen Frau saß auf dem Balkon des kaum 70 Schritte vor dem Stadthore an der Straße nach Friedberg gelegenen Landhauses. Fürst Lychnowski und General Auerswald ritten vorbei und grüßten. Während dessen kam Herr v. Bethmann wieder aus der Stadt zurück. Bald zeigten sich einzelne Volkshaufen vor dem Hause und riefen: „Dieser Hund muß hängen, steckt ihm das Haus an!“ Da keine Aussicht auf Hilfe war, ließ Herr v. Bethmann seine Familie auf Nebenwegen nach einem zwei Stunden von Frank-

furt entfernten Orte bringen. Glücklicherweise zogen sich diese Trupps bald wieder in die Stadt zurück. Während dessen waren Lychnowski und von Auerswald bis zur Höhe der Friedberger Chaussee geritten, um zu sehen, ob die erwartete Militär-Unterstützung, namentlich aber hessisches Geschütz, bald kommen werde, — als plötzlich ein Turner aus dem Gebüsche sprang und rief: „Hurrah, ihr Brüder, hier ist der Fürstenhund Lychnowski!" — Auf diesen Zuruf sprangen zwölf andere Turner hervor, mit rother Fahne, Piken, geraden Sensen und Stutzen bewaffnet. Die beiden Angegriffenen wendeten nun eiligst um, wobei Lychnowski einen Streifschuß erhielt, und kamen so am Friedberger Thore vorbei, um nach dem Eschenheimer Thore hin zu reiten. Nahe am Kirchhofswege rief es aber wieder: „Lychnowki!" — und es fielen Pistolenschüsse.

Beide Reiter wendeten nun wieder nach dem Friedberger Thore um. Daselbst angekommen, wurde der gleiche Ruf unter Schüssen gehört. Hierauf ritten dieselben auf Seitenwegen hinter v. Bethmanns Garten aufwärts nach Bornheim zu und geriethen unglücklicherweise an die nämliche Stelle, wo sie zuvor angegriffen worden waren. Derselbe Trupp schoß unverzüglich. General v. Auerswald fiel, und wahrscheinlich sogleich tödtlich verwundet. Der Fürst Lychnowski ward auch verwundet, hielt sich jedoch; die Turner verfolgten ihn und unbegreiflicherweise sprang er vom Pferde und lief. Er wurde eingeholt, wehrte sich verzweifelt, und ein in der Nähe wohnender Kunstgärtner, Namens Schmidt, öffnete ihm seine Hausthür. Der Fürst sprang hinein. Die Thür ward verrammelt, so gut es ging. Die Turner, wüthend, drohten anzuzünden. Sie drangen ein; Fürst Lychnowski hatte mittlerweile im Keller Zuflucht gefunden. Nachdem sie ihn entdeckt, stachen und schlugen sie auf ihn los, wobei der Fürst rief, man solle ihn todtschießen, aber nicht martern. Umsonst bat der Gärtner Schmidt die Wüthenden, des armen Mannes zu schonen. — Nachdem man den Unglücklichen auf die Chaussee geschleppt hatte, hing

man ihm, der sich immer noch aufrecht erhalten konnte, einen Zettel mit der Aufschrift: „Vogelfrei" auf den Rücken und stieß ihn so vor sich her. Bald mit Sensen gestochen, bald mit Kolben gestoßen, sank endlich der Arme zusammen und seine Quäler verliefen sich. Hier fand ihn eine Frau, welche sofort Anzeige davon bei Bethmanns machte, worauf er durch dessen Leute in den Saal des Gartenhauses geschafft wurde. Zwar thaten die herbeigeholten Aerzte ihr Möglichstes zur Rettung des Unglücklichen, der seine volle Besinnung bis an sein Ende behielt — aber vergeblich; ein Schuß war ihm durch den Rükken gedrungen und hatte das Rückenmark verletzt, der linke Arm war gänzlich zerschlagen, beide Hände durchstochen, am rechten Schenkel ein Sensenhieb, über dem Kopfe Hieb- und Kolbenschläge! — Die Kräfte des Verwundeten nahmen zusehends ab. Nachdem er noch sein Testament gemacht und den Gärtner Schmidt seiner Familie empfohlen hatte, verschied er Nachts 1 Uhr. — Kurz vorher hatte man die Leiche des General v. Auerswald in einem Straßengraben ebenfalls aufgefunden und nach der Stadt gebracht.

Am 21. Sept. wurden die Todten des 18. Septembers feierlichst zur Erde bestattet. Den aus 8 Särgen, worunter auch die des Fürsten Lychnowski und des General v. Auerswald, bestehenden Leichenzug eröffnete eine Abtheilung würtembergischer Uhlanen, an die bairische, preußische, österreichische und hessen-darmstädtische Infanterie sich anschloß. Zwischen den Särgen waren die Musikchöre der verschiedenen Regimenter vertheilt. Auf dem Friedhofe hielten die National-Vertreter v. Ketteler aus Westphalen und Jordan aus Berlin Reden. Die Einsenkung erfolgte unter Geschützdonner und Gewehrsalven. — Fürst Lychnowski war 34 Jahr alt und unvermählt. Seine Leiche wurde späterhin in seine Familiengruft nach Schlesien abgeführt.

Möge nun der Schleier der Vergessenheit jenes Ereigniß hüllen, welches das menschliche Gefühl tief und furchtbar em-

port. Aber in einem andern Lichte erscheint uns jedoch diese That, wenn man weiß, daß sie mitten unter den Schrecken des Bürgerkrieges und von Männern verübt wurde, deren erhitzte Gemüther vielleicht in jenen beiden Unglücklichen nur Feinde der Volkssache sahen und in blinder Wuth auf deren Untergang bedacht sein zu müssen glaubten. Zudem sollen die bedauernswerthen beiden Opfer jenes Tages wirklich selbst bewaffnet gewesen und förmlich auf Kundschaft ausgeritten sein, was natürlich unter den damaligen Zuständen höchst verderblich für sie werden mußte. — Wie dem übrigens auch sein mag: — ein Verbrechen bleibt es immer — und eine fluchwürdige That, welche jeder Menschenfreund — gleichviel, welcher politischen Farbe er angehöre — nur in tiefster Seele verabscheuen muß!

Die Wiener Bluthochzeit,

oder der Kampf in Wien im October 1848.

Wie der Wein nur durch die pressende Kelter erlangt werden kann, — so muß auch im Menschenleben das Gute durch Kampf und Nacht sich durchringen, um allgemeiner und probehaltiger zu werden; und wie das Christenthum seine Blutzeugen hatte, — so hat auch die Völkerfreiheit die ihrigen gehabt, und noch jetzt scheint es ihr beschieden zu sein, nur durch Nacht und Blut zum goldenen Lichte dringen zu dürfen. Dafür liefert die neueste Zeit tausend giltige Beweise, — dafür spricht das letzte traurige Schicksal der deutschen Stadt Wien.

Mit dem übrigen Deutschland hatte sich in den glorreichen Märztagen dieses Jahres auch Wien zur Freiheit erhoben und das eiserne Sklavenjoch der Metternich'schen Willkürherrschaft stark und muthig vom Nacken geworfen. Der Kaiser von Oesterreich, schwach als Mensch und ein willenloses Werkzeug in den Händen der Höflingspartei, hatte zwar im Drange der Umstände den lauten Forderungen des Volkes nach Recht und Freiheit nachgegeben, sich unmittelbar nachher aber mit seinem

ganzen Hofstaate nach Innspruck geflüchtet, wo es jener jesuitischen Camarilla oder Hofpartei immer mehr und mehr gelang, den schwachen Mann mit ihren Netzen zu umstricken und ihm das Volk und dessen gerechte Forderungen verhaßter zu machen. Wozu bereits der Grund im Hoflager zu Innspruck gelegt worden war: zu einer völligen Verschwörung gegen die Volkssache, — das gelangte nach der endlichen Rückkehr des Hofes nach Wien zur völligen Reife. Man wollte erst Ungarn vertilgen und dann mit Hilfe der Kroaten die deutsche Freiheit in Oesterreich wieder erdrücken. Die willkommene Veranlassung dazu bot das mittlerweile eingetretene Zerwürfniß der Ungarn mit den nachbarlichen slavischen Volksstämmen, besonders aber mit den Kroaten, die unter ihrem Ban oder dem vom Kaiser selbst ihnen derzeit gegebenen Oberhaupte Jellachich räuberische Einfälle in Ungarn unternahmen und überall, wohin sie kamen, die entsetzlichsten Gräuelthaten begingen. Die Ungarn, welche sich schon früher enger an die Deutschen angeschlossen und durch nach Frankfurt geschickte Gesandte mit Deutschland ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen hatten, wandten sich in ihrer Bedrängniß an die österreichische Regierung um Hilfe. Der Hof schien darauf eingehen zu wollen, denn es wurden alle Anstalten gemacht, um eine Heeresmacht nach Ungarn zu entsenden. Wer aber beschreibt das Entsetzen, — wer vermag die Entrüstung der Bewohner Wiens zu schildern, als aufgefangene Depeschen es außer Zweifel setzten, daß der Hof die Treulosigkeit so weit getrieben, das mobil gemachte Heer, statt den befreundeten Ungarn zu Hilfe zu senden, zu Jener Unterjochung bestimmt habe und gebrauchen wolle?! Man ließ das Militär nicht fort, von dem ein Theil, die deutschen Regimenter, zum Volke übergingen. Die nächste Aeußerung des Volksunwillens und der durch solchen Verrath gesteigerten Wuth richtete sich dann gegen den Kriegsminister, Grafen Latour, der erst von einem Wiener Bürger mit einem Eisenstabe durchstochen und dann an einen Laternenpfahl aufge-



Lith. Anst. v. J. Breyer Lebau.

Fürst Felix Lychnowski.

knüpft wurde, zum warnenden Beispiel für alle Verräther, — worauf der Kaiser, dem es übrigens nie Ernst mit seinen Versprechungen gewesen, mit dem Hofstaate Wien auf's Neu' wieder verließ und sich nach Ollmütz wandte.

Dies Alles trug sich in den ersten Octobertagen zu.

Während nun in Wien der Reichstag oder die Nationalversammlung sich für permanent (fortbestehend) erklärte und sich zur höchsten Regierungsbehörde in Abwesenheit des Kaisers erhoben hatte, — während Studenten, Bürger und Arbeiter sich gegenseitig die Hände reichten, um ihre freiheitlichen Errungenschaften gegen jede Gewaltthat zu schützen und die Ehre Wiens, ja ganz Deutschlands, zu retten im gemeinschaftlichen Kampfe für Freiheit und Vaterland, — waren auch die Feinde nicht müßig. Zuerst erschien der Kroatenhäuptling Jellachich mit rohen Mörderbanden vor Wien, das in den Belagerungsstand erklärt worden war, dann der kaiserl. General v. Auersperg mit einem Heere — und zuletzt der Fürst v. Windischgrätz, der Mordbrenner von Prag.

Die Belagerung Wiens nahm gegen das Ende Octobers hin ihren Anfang. In der Stadt commandirte der ehemalige polnische Artilleriegeneral Bem, unter ihm der Oberleutnant Messenhauser als Obercommandant der Bürgergarden. In dem Maßstabe, als die Belagerer die Eroberung Wiens betrieben, war der Widerstand Seiten der Belagerten ein allgemeiner und begeisterter. Aber ein anderer Feind gesellte sich allmählig zu den Feinden Wiens und der Freiheit: der Mangel an Lebensmitteln, der auch endlich mehr noch, als die Feinde, Wiens Fall herbeiführte. Der Verlauf der Dinge war jedoch, so viel sich bis jetzt aus den widersprechendsten Nachrichten ergeben, folgender.

Am 28. October war eine Deputation der Stadt, die mit dem Fürsten Windischgrätz, der die Belagerungsarmee befehligte, unterhandeln sollte, unverrichteter Sache zurückgekehrt. Der Fürst bestand auf unbedingte Unterwerfung und Erge-

bung der Stadt auf Gnade und Ungnade, was von den Belagerten natürlich verweigert wurde. Die Folge dieses Bescheides war, daß noch am Vormittage jenes Tages der allgemeine Angriff begann. Fürchterlich krachten die Geschütze auf beiden Seiten; schrecklich waren die Verwüstungen, welche sie anrichteten. Nachmittags 3 Uhr hatten die Feinde bereits einen großen Theil der Vorstädte gewonnen, um 5 Uhr fiel die Leopold-Vorstadt. Das feindliche Bataillon Schönhals, welches am Eingange der Jägerzeil die erste, mit 12 Kanonen besetzte Barrikade erstürmt hatte, war völlig aufgerieben worden. Die Vorstädte Louisenstraße und Franz-Allee standen in Flammen. Die Bürgergarden zogen sich hierauf mit den Geschützen in die Stadt zurück.

Der Kampf an diesem Tage soll selbst nach dem Zeugnisse der feindlichen Offiziere ein fürchterlicher gewesen sein, indem Seiten der Bürger höchst verzweifelt und heldenmüthig gefochten worden sei. Eine ungeheure Masse von Opfern war gefallen. Viele Häuser sind entweder ganz abgebrannt oder doch so beschädigt, daß sie abgetragen werden müssen. Alle Brücken sind zerstört worden.

An diesem ersten Kampfestage war es übrigens, wo der heldenmüthige und edelsinnige Robert Blum mit eigener, höchster Lebensgefahr zwei schwer verwundete Croaten mitten unter dem fürchterlichsten Kartätschenfeuer von einer Brücke holte und sie in das Militärspital sodann schaffen ließ.

Am 29. wurde der allgemeine Kampf nicht erneuert. Windischgrätz hatte neuen Unterhändlern, die den Belagerungszustand von Wien nach dessen Unterwerfung abmelden wollten, versprochen, der Stadt bis zum 30. Zeit zur Uebergabe zu lassen. In Folge dieser Erklärung versammelte sich Abends der Gemeinderath, berief den Obercommandanten Messenhauser und die Bezirksvorsteher, und man beschloß mit zwei Drittheilen der Stimmen die Waffen nieder zu legen und sich den Bedingungen des Feldmarschalls zu fügen. So pflanzte die

Stadt am 30. Octbr. früh 10 Uhr die weiße Friedensfahne auf —, und die Entwaffnung begann in den Vorstädten. Plötzlich jedoch ward dieses Geschäft unterbrochen durch die vom Stephansthurme signalisirte Ankunft eines ungarischen Hilfsheeres. Man steckte sogleich wieder die rothe Kriegsfahne aus. Als jedoch hierauf die Ungarn geschlagen und zerstreut worden waren, zog man die ausgesteckten rothen Fahnen wieder ein, und der mittlerweile in der Stadt und den Vorstädten wieder entbrannte Kampf hörte allmählig auf.

Am 30. Nachmittags und am 31. früh blieb es ruhig. Nachmittags aber begann gegen 3 Uhr wieder eine schreckliche Kanonade gegen die belagerte Stadt. Die kaiserliche Burg gerieth in Brand. Die Nationalgarde löschte jedoch das Feuer. Eine Kirche und ein fürstlicher Palast wurden durch Bomben zerstört. Gegen 1 Uhr Nachts wurde das Burgthor mit einigen Schüssen aus 24 Pfündern gesprengt und die Truppen rückten in die Stadt. Von da an hörte aller geregelte Widerstand auf; die einzelnen besetzten Stadttheile wurden genommen und die Entwaffnung begann auf's Neue. — Es ergab sich hierbei, daß Wien nur noch auf 2 Tage Proviant und auf etwa 4 Stunden Schießbedarf hatte.

So weit lautet die eine sichere Nachricht über den Fall Wien's. Wir lassen indeß hier auch andere Mittheilungen über die Einzelnheiten dieses Kampfes noch folgen.

Wien, den 6. November. Unsere unglückliche Stadt ist gefallen! Mit ihr hat Deutschland, das deutsche Interesse und die allgemeine deutsche Volksfreiheit eine Niederlage erlitten, die zwar hart und groß ist, von der sich die deutsche Sache jedoch hoffentlich wieder erholen wird. Fürst Windischgrätz, der Besieger Wien's, der Unterdrücker der Freiheit, — dieser zweite Herzog Alba weilt zwar noch außerhalb der Mauern Wiens; aber seine blut- und beutegierigen Soldaten tragen überall Jammer und Elend hin, wo sie sich sehen lassen. Das unerträglichste Soldatenregiment macht sich geltend; die gräßlichste

Willkürherrschaft wird in der eroberten Stadt geübt, und Hinrichtungen durch Kugel und Strick sind so häufig, daß ihre Zahl schon in die Hunderte läuft. Wehe dem Patrioten, der in die Hände Windischgrätzes fällt! Er kennt kein Erbarmen, er hat keinen Sinn für die Liebe zum Vaterland und zur Freiheit. Tausende schmachten noch in den Kerkern und erwarten ihre Ermordung durch den Sieger unter gesetzlichen Formen. Unter den Gefangenen befinden sich auch die Reichstagsdeputirten aus Frankfurt: Fröbel und Robert Blum. Letzterer besonders dürfte auf keine Nachsicht zu hoffen haben und sein Schicksal das traurigste werden. (Leider hat sich dies bestätigt, indem der edle Freiheitskämpfer Blum am 9. Novbr. früh 7 Uhr durch 3 Kugeln des Windischgrätz den Märtyrertod starb.) Was von den gefangenen Arbeitern zum Kriegsdienst tauglich befunden wird, steckt man unter das Militair, um die gelichteten Reihen desselben wieder zu füllen und sie sodann zum Kriege gegen Ungarn zu verwenden. Von den Studenten haben sich die meisten geflüchtet, andere sind erschossen worden, und ihr Commandant Aigner hat seinem Leben durch einen Schuß freiwillig ein Ende gemacht, um der öffentlichen Hinrichtung zu entgehen. Die abgenommenen Bürgerwaffen werden außerhalb der Stadt untergebracht. Die Zahl der Gefallenen geben die Bezirksärzte auf 6000 an. Vom Militair dagegen sind bei der Belagerung Wiens 13 Offiziere und 140 (?) Mann geblieben, — 47 werden vermißt, 38 Offiziere und 570 Mann aber sind verwundet; dabei sind jedoch die Croaten, welche weit fürchterlicher verloren haben sollen, nicht mitgerechnet. Außerdem sind aber 100,000 Menschen von Wien ausgewandert. Die Abgeordneten des Reichstages sind ebenfalls abgereist. 30,000 Mann haben Wien besetzt; die andern Truppen sind nebst den Kroaten gegen Ungarn aufgebrochen. Ein neues Ministerium ist gebildet, an dessen Spitze v. Wessenberg steht. Seit gestern ist die Verbindung zwischen Wien und den Vorstädten wieder hergestellt.

Baron Welden ist zum Gouverneur der Stadt ernannt, General Auersperg aber, der vielleicht der rachsüchtigen Hofpartei und dem Fürsten Windischgrätz noch zu leutselig sein mochte, abgedankt worden. Was die Zukunft uns noch bringen werde, wissen wir zwar nicht, so viel ist aber gewiß, daß es nicht schlimmer kommen kann — und daß Wien auf lange Zeit hin eine ruinirte Stadt ist.

Noch eine andere Nachricht aus Wien vom 9. November lautet:

Die innere Stadt gleicht einem Feldlager. Ueberall kauern die Soldaten um ihr Wachtfeuer. Das schöne Kolowratsche Haus an der Bastei, sowie das daran stoßende Mautharsche sind durch die Granaten des Windischgrätz eingeäschert worden. Am meisten jedoch hat die Leopold-Vorstadt gelitten, welche 56 zerstörte Gebäude zählt. Eben so ist das schöne Bibliothekgebäude ein Raub der Flammen geworden. Es herrscht eine traurige Stille in der verwüsteten Stadt, die nur durch das Brüllen der mord- und raublustigen Soldateska unterbrochen wird. Wagenladungen voll Todter, die noch täglich aus dem Schutt und den Trümmern hervorgezogen werden, sind das Meiste, was man sieht; die Spitäler liegen zum Erdrücken voll Verwundeter, Kranker und Sterbender, und wo ein Bürger etwa umherschleicht, begegnet er den übermüthigen Blicken der Soldaten, welche überall die Herren spielen. Die aus dem Kampfe übrig gebliebenen, früher zum Volke übergegangenen Soldaten werden haufenweise erschossen. Was aber die gereizte Mord- und Rachgier betrifft, so hat es Gräuelthaten gegeben, vor denen jedes menschliches Gefühl scheu zurückbebt. Vorzüglich aber sollen die Kroaten zum Theil wie wilde Thiere gehaust und Tod und Schande an allen Orten verbreitet haben. — So eben verbreitet sich das Gerücht, daß auch Robert Blum erschossen worden sei. Auf gleiche Weise ist der ungarische Agent Pulsky hingerichtet worden — und noch Tausende von anderen Gefangenen erwartet das nämliche Loos. Der gewe-

sene Obercommandant Messenhauser soll gleichfalls schon in die Hände der mitleidlosen Sieger gefallen sein. Sein Geschick ist nicht zweifelhaft; die Kugel oder der Strang wird sicher sein Loos.

So fiel Wien im unglücklichen Kampfe für die Ehre des deutschen Namens, für die Freiheit des Volkes und die gerechte Sache der Menschheit. Ehre den wackern, wenn auch unglücklichen Kämpfern! —

Die Hinrichtung Robert Blum's.

Robert Blum, der Mann seines Volkes, der deutschen Freiheit starker Hort, — ist nicht mehr! Geopfert von einer rachsüchtigen volksfeindlichen Partei, wurde er am 9. November d. J. zu Wien standrechtlich erschossen, nachdem er an dem zwar unglücklichen, aber dennoch glorreichen Kampfe der Wiener für die deutsche Freiheit und die Ehre des deutschen Namens rühmlichen Antheil genommen hatte. Die Nachwelt erst wird diese blutige Verletzung des Völkerrechtes richten, — uns aber bleibt vor der Hand nichts weiter zu thun übrig, als die letzten Lebens-Augenblicke dieses preiswürdigen Märtyrers der deutschen Volkssache hier so zu beschreiben, wie es der Geistliche (ein Benedictiner), der ihn auf seinem letzten Wege begleitete, ausgesagt hat.

Am Donnerstage, den 9. November, früh 5 Uhr, wird an der Pforte des Schottenstiftes in Wien geläutet. Der Pförtner öffnet und sieht vor sich eine Ordonnanz, welche begehrt, daß sogleich einer der geistlichen Herren im Stockhause erscheinen möge. Einer der Priester begiebt sich dahin, wo ihm die Weisung wird, daß in der Zelle Nr. 5 Robert Blum sei, den er zum Tode vorbereiten solle. Der Geistliche tritt ein und findet Blum ruhig, doch noch ohne Kenntniß von seinem Todesurtheil. Blum will es erst gar nicht glauben; indessen der Geistliche versichert, daß ihm der Auftrag geworden, und es

erscheint auch bald ein Auditor, der ihm das Urthel verliest und ihn sodann mit dem Geistlichen wieder allein läßt. Blum ist sehr gefaßt und sagt zum Geistlichen: „Sie wissen vielleicht, daß ich Deutschkatholik bin; ich glaube daher, daß Sie mir die Ohrenbeichte erlassen werden!" — Der Geistliche, glücklicherweise ein Mann von Bildung und Einsicht, stimmt vollkommen bei. Blum bittet ihn noch um einige Zeit, da er zuvor noch an seine Frau und Kinder und seine Mutter schreiben wolle.

Nachdem dies geschehen, sprechen Beide noch viel mit einander. Blum, sehr gefaßt und ruhig, ist erfreut, in dem Geistlichen einen achtungswerthen Mann zu finden, und sagt ihm zuletzt ungefähr: „Es hat mich sehr gefreut, in Ihnen zum Unterschiede von leider so vielen Pfaffen, die man in Deutschland findet, einen ehrenwerthen, wahrhaft christlichen Mann kennen gelernt zu haben. Ich möchte Ihnen gern ein Andenken hinterlassen, allein ich habe jetzt weiter Nichts hier, als meine Haarbürste. Wollten Sie diese von mir annehmen, so würden Sie mir noch eine Freude machen." —

Hierauf werden Beide abgerufen und steigen nebst drei Jägern in einen Fiaker und fahren unter Bedeckung weiter. Der Weg nach der Brigittenau, wo die Hinrichtung stattfand, geht durch die Leopoldstadt. An der Reiterkaserne in der Leopoldstadt wurde angehalten, die Bedeckung bedeutend verstärkt und man wollte Blum Ketten anlegen. Er sagte jedoch zu dem Offizier: „Ich will als freier deutscher Mann sterben. Sie werden mir auf mein Wort glauben, daß ich nicht den lächerlichen Versuch machen werde, zu entkommen. Verschonen Sie mich daher mit Ihren Ketten!" — Der Offizier läßt die Ketten wieder fortschaffen und der Zug geht fort zur Stelle. Es ist außergewöhnlich viel Militair dazu ausgerückt, wohl 2000 Mann. Es war jetzt ungefähr 7½ Uhr. Blum steigt aus, zieht sich um und fragt einen der Offiziere: „Wer wird mich denn erschießen?" — Antwort: „Jäger." — Blum: „Nun, das ist mir lieb, die Jäger sollen gut schießen; hat mich doch hier —

dabei zeigte er unter die Achsel, wo ihn am 26. October bei der Sophienbrücke ein Streifschuß getroffen hatte — schon eine Jägerkugel nahe genug berührt!" —

Als man ihm die Augen verbinden wollte, verbat er sich dies und meinte, er wolle dem Tode frei in's Angesicht sehen. Der kommandirende Offizier bat ihn jedoch, es der Jäger wegen geschehen zu lassen, da sie sicherer schießen würden, wenn sie ihm nicht ins Auge blickten. — „Wenn das der Fall ist, so will ich es mir gern gefallen lassen." — Hierauf sprach er noch seine letzten Worte: „Ich sterbe für die deutsche Freiheit, für die ich gekämpft; möge das Vaterland meiner eingedenk sein!" — Man verband ihm die Augen; der Profoß bat, wie es Form ist, noch dreimal um Gnade. Die 3 mal 3 Mann traten vor; gleich von den zwei ersten Kugeln traf die eine durch's Auge in den Kopf, die andere in die linke Brust. Er starb, wie man es von einem Manne, wie er war, erwarten konnte. Zeugen vom Civil waren nur fünf zufällig dabei, die ihn wohl kaum persönlich gekannt haben mögen.

So endete als Held und Christ der treffliche Robert Blum!

Die Reaction in Berlin.

Noch dampfte der Boden Wiens vom Blute der erschlagenen Freiheitshelden, noch war jeder Menschen- und Volksfreund wie erstarrt über die unerhörten Gräuelthaten, welche dort im Namen des Gesetzes und der öffentlichen Ordnung von dem Alba unserer Zeit, dem Fürsten Windischgrätz und seinen Söldnern begangen wurden, — so zog auch schon wieder eine andere große deutsche Stadt die Aufmerksamkeit und Theilnahme Deutschlands auf sich, indem ihr dasselbe Schicksal bereitet zu werden schien, welches Wien zu einem Schauplatze unmenschlicher Thaten, grenzenlosen Jammers und der himmelschreiendsten Ungerechtigkeit gemacht hatte.

Es war Berlin! —

Dort hatte, ermuthigt durch den Stoß, den die Volkssache in Wien erlitten, die ränkesüchtige Hofpartei es dahin zu bringen gewußt, daß der König, im Herzen vielleicht nie zugethan der Sache der Freiheit, das zeither bestandene volksthümliche Ministerium auflöste und ein anderes an dessen Stelle erannte, welches seiner Herrscherlaune jedenfalls zuträglicher zu sein schien. An die Spitze dieses Ministerius wurde ein Graf von Brandenburg gestellt, welcher der öffentlichen Meinung nach ein natürlicher Sohn des verstorbenen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III., sein soll, welcher Umstand schon, wenn er in Wahrheit beruht, darauf hinweist, daß die Stellung eines solchen Ministeriums gegenüber dem Volke eine durchaus feindselige sein muß.

Der Erfolg entsprach auch den Befürchtungen durchgängig.

Nach den vergeblichen Schritten der Nationalversammlung, vom Könige zu erlangen, daß ein anderes und volksthümlicheres Ministerium, als das unter dem Grafen Brandenburg, zusammengesetzt werde, vergingen einige Tage in dumpfer, gewitterschwüler Ruhe. Am 8. November erging der königliche Befehl, die Nationalversammlung sei von Berlin nach Brandenbarg verlegt und zu diesem Zwecke die Sitzungen derselben bis zum 27. vertagt. Als Grund zu dieser Entschließung wurde angeführt, daß die früheren und neueren Ereignisse in Berlin zeigten, die Freiheit der Berathungen der Nationalversammlung sei in Berlin beeinträchtigt und stehe unter dem Einflusse der entschiedenen Volkspartei.

Als am 9. November Graf Brandenburg diesen königlichen Befehl der Versammlung eröffnete, sie für geschlossen erklärte und gegen alle weitere Verhandlungen derselben protestirte, erklärte sich hingegen Letztere mit großer Mehrheit gegen den Schluß. Nur ein kleiner Theil der Rechten, etwa 40 an der Zahl, schieden aus; die Uebrigen wollten ihre Berathungen in Berlin fortsetzen, weil sie der Krone das Recht der Vertagung gegen den Willen der Versammlung nicht zu-

gestehen konnten, und weil die Krone von ihren Räthen schlecht berathen sei.

Was diesen letzteren Punkt anbetrifft, so hatte selbst das königliche Obertribunal in Berlin die Frage: „Ob der Krone das Recht zustehe, die hier Namens des ganzen Landes versammelte Nationalversammlung zu vertagen, zu verlegen oder zu schließen," einstimmig mit Nein! beantwortet.

Jenem Beschlusse gemäß blieb man bis zum 10. beisammen. Die Bürgerwehr wurde aufgefordert, sich zu erklären, ob sie nöthigenfalls gegen die Nationalversammlung einzuschreiten vermöge. Der Obercommandant Rümpler gestand zwar die Macht dazu ein, stellte aber den Willen der Bürgerwehr hierzu in Abrede und stellte sich dem Präsidenten der Nationalversammlung zur Verfügung.

Unterdessen blieb es in der Stadt durchaus ruhig und im vorigen Zustande.

Da jedoch Verhandlungen zu keinem Ziele führen, so rückte endlich General Wrangel an der Spitze zahlreicher Militairs ein und besetzte den Gensd'armenmarkt, den Platz vor dem Sizzungslokal der Versammlung, der indeß bereits von der Nationalgarde besetzt war.

Diese will den Platz nicht verlassen, so lange noch ein Abgeordneter im Hause ist.

Der Präsident, um Blutvergießen zu verhindern, beantragt, die Versammlung möge das Haus verlassen und gegen die militairischen Zwangsmaßregeln protestiren. Dies geschieht. Das Haus wird geschlossen. Immer mehr Militair rückt ein. Die Stadt ist übrigens vollkommen ruhig und setzt der Gewalt einen lindernden Widerstand entgegen. Wie soll das enden? fragt man sich allerwärts und besorgt. Die Frankfurter Centralgewalt hat bereits einen Commissar in der Person Bassermanns nach Berlin abgeordnet, um die Zerwürfnisse zwischen Thron und Volk auszugleichen.

Mit Recht waren von da an die Blicke des ganzen deut-

schen Vaterlandes auf Berlin gerichtet, weil eben Alles es fühlte, daß davon, wie sich dort die politischen Verhältnisse gestalteten, viel abhängen würde, ob für die Freiheit und Einheit Deutschlands mehr zu hoffen oder mehr zu fürchten sei.

Im Wesentlichen änderte sich wenig am Stande der Dinge. Berlin fuhr fort, den Gewaltmaßregeln gegenüber einen leidenden Widerstand zu behaupten.

Am 12. November wurde die Auflösung der Bürgerwehr und deren Entwaffnung ausgesprochen. Zur Ablieferung der Waffen war nur eine sehr kurze Frist festgestellt. Natürlich konnte dieselbe nicht erfolgen. In Folge dessen wurde noch am Abende des Tages Berlin in Belagerungszustand erklärt, ein seit Wien sehr beliebt gewordenes Mittel, um den Willen der Machthaber beliebig durchzuführen und unter dem Deckmantel des Kriegsrechtes allerhand Ungerechtigkeiten begehen zu können.

Die Stadt blieb indeß demungeachtet ruhig, obschon die Aufregung allenthalben groß war.

Unterdessen wurden immer größere Truppenmassen in und um Berlin zusammengezogen.

Am 13. versammelte sich die Nationalversammlung im Schützenhause und beschloß eine Denkschrift an das Volk, durch welche das Ministerium in Anklagestand versetzt wurde wegen der bereits erwähnten Gewaltstreiche.

Die Bahnhöfe wurden militairisch besetzt, um bewaffneten Zuzug abzuschneiden. Verschiedene Adressen, welche das bisherige Verhalten der Nationalversammlung gut hießen, liefen ein aus allen Gegenden des Landes. Auch die Landtage der beiden Mecklenburg und von Anhalt-Dessau-Köthen sagten derselben ihre Hilfe zu.

Die Entwaffnung ging noch immer nicht vor sich, aber der Waffenstillstand wurde milde gehandhabt. Doch wurden mehrere Zeitschriften für die Dauer desselben eingestellt und überhaupt die Preßfreiheit thatsächlich wieder aufgehoben.

Die Minister erklärten einer Deputation der Stadtver-

ordneten, alle diese Maßregeln hätten nur die Absicht, die Ordnung wieder herzustellen; alsdann aber würden sie ihre Entlassung einreichen.

Der König, hieß es, habe erklärt, einen ehrenvollen Untergang dem Rückzuge vorziehen zu wollen.

In den Werkstätten der Eisenarbeiter schmiedete man Waffen und machte sogar, so gut es ging, Kanonen zurecht.

Am 14. versuchten die Stadtverordneten wiederholt Vortritt beim Könige zu erlangen, jedoch vergebens.

Die Nationalversammlung, welche ihre Sitzung im Schützenhause um 2 Uhr schloß, ward von Militair eingeschlossen und Präsident und Abgeordnete wurden von Soldaten am Arme herausgeführt. Der Präsident rief im Angesicht zahlreichen Volkes: „Ich protestire öffentlich gegen die Gewalt, welche den unverletzlichen Vertretern des Volkes angethan wird!“ Alles jubelte sodann: „Es lebe der Präsident!“ —

Die üble Witterung half an diesem Tage mehr wie Alles die Ruhe erhalten, welche ernstlich bedroht schien.

Das Publikum behandelte den Belagerungszustand mehr wie eine Komödie; denn trotz des Verbotes beriefen Plakate Volksversammlungen zusammen.

Die Abgeordneten hielten von da an ihre Sitzungen im kölnischen Rathhause. Man berathete hauptsächlich darüber, ob nicht das letzte Mittel, Steuerverweigerung, an der Zeit sei.

Am Abend desselben Tages wurde eine demokratische Versammlung auseinander getrieben. Verhaftungen fanden statt. Die Ablieferung der Waffen war am 15. noch immer nicht weit vorgerückt, weshalb Haussuchungen, jedoch in schonender Form, angestellt wurden.

Die Stadt blieb vollkommen ruhig. Die Demokraten-Häuptlinge verließen die Stadt.

Am 16. ging die Nationalversammlung, die sich nochmals in einem Gasthause versammelt hatte, auseinander, nachdem

sie die Steuerverweigerung ausgesprochen und diesen Beschluß in den Provinzen bekannt gemacht hatte.

Unterdessen wurden in Brandenburg die Vorbereitungen zur Aufnahme der Nationalvertreter eifrigst betrieben.

So stand es bis zum 17. November. Die Vermittelung der Frankfurter Centralgewalt führte zu keinem Resultate, und der Reichscommissar Bassermann kehrte unverrichteter Sache wieder heim.

In den Provinzen herrschte natürlich große Erregtheit. Dies bewiesen namentlich die eingehenden Adressen für die Nationalversammlung, wie für die Regierung. Am größten war die Gährung in Schlesien, wo man dem Beschlusse der Nationalversammlung, die Steuern so lange zu verweigern, bis das volksfeindliche Ministerium Brandenburg wieder zurückgetreten sei, überall Folge leistete. Ueberhaupt hatte die Nationalversammlung in Stettin, Magdeburg, Halle, Breslau und Köln ihre Hauptstützpunkte.

Während dem änderte sich wenig in Berlin. Die vorgenommene Entwaffnung ging ruhig fort, ohne daß Seiten des Volks etwas dagegen vorzunehmen versucht worden wäre. Nur wenige Tausende von Gewehren fehlten noch, und auch diese wurden allmählig ohne Schwierigkeiten ausgeliefert.

Zum 27. Novbr. war endlich die Vertagung der Nationalversammlung ausgesprochen. Man war voller Erwartung, wie dieser entscheidende Schritt der Regierung ablaufen würde. Höchst zweifelhaft aber war es, ob die nach Brandenburg verlegte Nationalversammlung beschlußfähig werden würde oder nicht, da zwar ein Theil derselben dem königlichen Machtgebote, sich dorthin zu verfügen, Folge geleistet hatte, die sogenannte „Linke“ derselben aber nach wie vor ihre Sitzungen in Berlin hielt, oder doch sich weigerte, ihren zeitherigen Aufenthaltsort zu verlassen.

Die Regierung ließ sich's indeß angelegen sein, auszuweisen, daß sie Recht habe. Dies gelang ihr freilich in so fern,

da in Zeiten, wo Gewalt vor Recht geht, der Stärkere stets Recht zu behalten pflegt. Dies erklärte auch die dem königlichen Machtgebote sich fügsamer zeigende Berliner Juristenfacultät, sowie das englische Staatscabinet, welches begreiflicherweise die Maßregeln der preußischen Regierung ebenfalls gut hieß. Die Folge davon war, daß Breslau, Liegnitz, Stralsund, Düsseldorf und Köln ebenfalls nach einander in Belagerungsstand erklärt, und in Bonn, Aachen, Erfurt und Koblenz, wo man deshalb eine künstliche Unruhe zu erregen versucht hatte, die Bürgerwehren aufgehoben wurden.

Bei allen diesen Ereignissen verdient die Mäßigung des Militairs rühmliche Anerkennung. Ein Beweis mehr, daß der deutsche Soldat mehr Bürger geworden ist, als früher, wo er nur Sclavendienste im Dienste der Staatsgewalt verrichten mußte.

Mittlerweile ging die Auflösung der Nationalversammlung in Berlin, sowie die Versammlung der Stände in Brandenburg wirklich vor sich. Allein, letztere war so wenig zahlreich besucht, daß sie trotz aller Seiten der Regierung angewendeten Mittel doch nicht beschlußfähig zu werden vermochte.

Während noch darüber hin- und hergestritten wurde, löste plötzlich der König die ganze Nationalversammlung auf und trat mit einer Constitution für Preußen hervor, welche als octroyirte (freiwillig geschenkte) Verfassung immer noch leidlich genug ausgefallen sein soll, die aber in späterer Zeit, wenn sie zum nächsten Frühjahr die Genehmigung der neu zu versammelnden Stände erhalten soll, von Gott und Rechtswegen vielfache Angriffe und Ausstellungen jedenfalls erleiden wird. Was dann weiter geschehen wird, ruht noch in der Zukunft dunklem Schooße. Gott gebe nur, daß eine Alle gleichbefriedigende Ausgleichung stattfinden möge!

Berlin ist alleweile, wie gewöhnlich, sehr ruhig! —

Ein Tag in Altenburg.

Altenburg war bekanntlich dasjenige Ländchen, in welchem der Drang nach Freiheit am ungetheiltesten sich zeigte. Man glühte und lebte und webte daselbst für die in Deutschland verpönte republikanische oder freistaatliche Staats- und Regierungsform.

Die „guten" sächsischen Blätter priesen bei dieser Gelegenheit die Milde und die Schonung des sächsischen Militairs gebührend; vorzüglich aber waren sie bemüht, das Benehmen des Generals v. Holtzendorff dabei bis in den dritten Himmel zu erheben. Diesem allein sollte es hiernach zu verdanken sein, daß das republikanische Altenburg nicht, wie einst Sodom und Gomorrha, mit Stumpf und Stiel vom Erdboden vertilgt worden sei. Allein auch der andere Theil muß gehört werden; und wenn auch hierdurch das Ansehen und die Mäßigung des Generals von Holtzendorff keineswegs leidet, so zeigt sich uns doch auch dabei auf der andern Seite ein Bild von politischer Gesinnungsweise und von Bürgermuth, wie er nicht immer gefunden werden mag.

Der 2. October war zur Ankunft der Sachsen in Altenburg bestimmt. Den Abend vorher schwuren 150 altenburgische Soldaten, welche am folgenden Tage Altenburg verlassen sollten, auf offenem Markte in des Volksführer Erbe's Hände einen Eid, sich nie gegen die Freiheit des Volkes mißbrauchen zu lassen.

Am 2. October Vormittags rasselte der Generalmarsch durch die Straßen, um die Bürgerwehr unter die Waffen zu rufen.

Gegen Mittag kamen die Sachsen an, Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Sie wurden von der in Parade aufgestellten Bürgerwehr mit dem einstimmigen Rufe empfangen: „Es lebe die Republik! Es lebe Hecker und Struve!"

Die sächsischen Soldaten schwenkten zum Gegengruß Tschacko's und Helme.

In diesem Augenblicke trat der Bürgerwehrkommandant Erbe auf den kommandirenden sächsischen General von Holtzendorff zu und fragte ihn: „ob er als Freund oder als Feind komme?" — „Wer sind Sie?" fragte der General in vornehm-stolzem Tone zurück. — „Ich bin der Kommandant der Bürgerwehr, Advokat Erbe," lautete die Antwort. — „Ich habe mit Ihnen nichts zu reden!" schließt der General kurz die Unterredung. Diese Art und Weise, einem geachteten Manne zu begegnen, ließ das Schlimmste befürchten.

Erbe eilte auf den Markt und stellte seine ganze Wehrmannschaft, Musketiere, Scharfschützen, Pikenträger und Sensenmänner um die Hauptwache herum auf. Holtzendorff rückt nach, und überrascht durch den Anblick so vieler Bewaffneter, welche ihm den Zuzug zur Hauptwache wehren zu wollen scheinen, läßt er Erben zu sich bescheiden und eröffnet ihm in einem plötzlich sehr höflich gewordenen Tone, daß er Auftrag habe, die Hauptwache zu besetzen, weshalb er ihn ersuche, dieselbe von seinen Leuten räumen zu lassen. Erbe stellt hierauf an seine Manschaften die Frage; „ob sie die Hauptwache den Sachsen übergeben wollten?" — Einstimmiger donnernder Ruf: „N e i n!" — Nun erklärt der General, daß er ihnen eine Stunde Bedenkzeit gebe, nach deren Verfluß er die Hauptwache mit Gewalt nehmen, nämlich zuerst eine Salve geben und dann einen Bajonett-Angriff machen lassen werde. Als Antwort darauf l a d e n die Bürgerwehrmänner ihre Gewehre und wieder erschallt der brausende Ruf: „Es lebe die Republik!" — Einzelne, welche unter dem Vorwande, Munition holen zu wollen, aus den Reihen zu treten beabsichtigen, werden von ihren Kameraden mit dem Bajonett bedroht, und so darf Niemand den Platz verlassen.

Jetzt erhalten auch die Soldaten Befehl zum Laden. Die Kanonen werden aufgefahren und vor den Augen des Publikums mit Kartätschen gefüllt.

Aber diese Vorbereitungen zum Bürgermord schüchtern

die begeisterten Republikaner nicht ein; nur stärker ertönt ihr Ruf: „Es lebe die Republik!" — und mit gefaßter Seele nehmen sie Abschied von ihren Weibern und Kindern, die sich mit thränenden Augen in ihre Reihen drängen. Diese Festigkeit, dieser zum entschlossensten Widerstande bereite Muth ändert endlich den Vorsatz des sächsischen Generals. Vor innerer Aufregung zitternd, unter der ungeheuren Verantwortlichkeit erbebend, die er auf sich zu laden im Begriff ist, vielleicht auch für das Schicksal der ihn anvertrauten Truppen in einer auf das Aeußerste gereizten, von Wuth entflammten Landleuten erfüllten Stadt fürchtend, bittet er zuletzt Erbe'n, sein ganzes Ansehen aufzubieten, um ein Blutbad zu vermeiden; er seinerseits verspreche mit seinem Ehrenworte, die Hauptwache, wenn man sie ihm freiwillig überlasse, nur 24 Stunden lang besetzt zu halten und sie dann den Bürgern wieder zu übergeben; überhaupt handle es sich ja nur um die Beobachtung einer Form, nur um eine Aeußerlichkeit, und die sei denn doch kein Blut werth u. s. w.

Erbe theilt auch dies seinen Leuten mit, räth ihnen, das Anerbieten anzunehmen, erklärt aber zugleich, daß, wenn sie das Gegentheil beschlössen, er an ihrer Seite kämpfen und fallen würde.

Auch jetzt noch stimmen Viele für Nein; doch die Mehrzahl neigte sich endlich zu Erbe's Ansicht hin; nur wollte sie das, was der General gesagt haben sollte, noch einmal aus dessen eigenem Munde hören.

Es begaben sich nun, von Erbe'n geführt, mehrere Offiziere und 15 Gemeine zu dem General hin, welcher darauf vor diesen Zeugen sein Versprechen, sein Ehrenwort wiederholte und Erbe'n die Hand darauf gab. Nun erst verließ die Bürgerwehr den Platz und die Sachsen konnten die Hauptwache besetzen.

In den Vormittagsstunden des 3. October rief der Generalmarsch die Bürgerwehr wieder zusammen. Sie stellte sich

auf dem Markte auf, und um 11 Uhr wurde ihr die Hauptwache wieder übergeben. Das sächsische Militär zog ab und richtete sich ein leerstehendes Privathaus zum Wachtlokal ein.

So viel zur Berichtigung dieser völlig entstellt unter das größere Publikum gekommenen Thatsache. Fragen wir nun, „wozu diese ganze Scene? wozu so viel Lärm um eine Hauptwache?" — so ergiebt sich die Antwort: „Die Ehre eines Menschen, einer Stadt hängt oft an noch viel geringfügigeren Dingen!" Uebrigens hat dieser dabei bewiesene eiserne Muth der Altenburger Bürger doch wenigstens die Frucht getragen, daß man weiter nicht mehr an eine Bürger-Entwaffnung dachte, die dort jedenfalls auch vorgenommen worden sein würde, hätte nicht jeder Bürger von Altenburg schwörend erklärt: „Lieber lassen wir uns niederschießen, als daß wir die Gewehre hergeben!"

Wer aber so denkt, dem nimmt Niemand die Flinte, selbst wenn dies ein Windischgrätz oder Wrangel versuchen wollte! —

Die Ermordung des Grafen Lamberg in Pesth.

Heiß brennt der Kampf noch in Ungarn. Mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfen die tapfern Magyaren (National-Ungarn) um ihre Freiheit und ihre nationale Selbstständigkeit gegen das sie bedrohende Slaventhum und die österreichischen Söldner, an deren Spitze Fürst Windischgrätz sich neue blutige Lorbeeren zu holen gedenkt.

Die Entdeckung des mit ihnen getriebenen falschen Speils, der Verrath der österreichischen Camarilla, welche scheinbar den Ungarn freundschaftliche Gesinnungen heuchelte, während sie in der Wirklichkeit sich mit den Serben und Kroaten unter dem Ban Jellachich zu der Unterdrückung und Vertilguug der Ungarn verschworen, hatte die Wuth der Letzteren allmählig auf's Höchste gesteigert. Nur so konnte selbst das Völkerrecht von einer sonst edel gesinnten Nation verletzt und ein fremder Gesandter gemordet werden.

Wir meinen damit den österreichischen Kommissar Grafen von Lamberg, der am 28. September auf der Brücke, welche Pesth mit Ofen verbindet, vom erbitterten Volke förmlich in Stücken zerrissen wurde. Lassen wir jedoch einen Augenzeugen darüber berichten.

Es war Nachmittags 1 Uhr — sagt der Berichterstatter — als ich auf den sogenannten Blocksberg gehen wollte, um mich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen, daß man dort den Kanonendonner der mit den Serben und Kroaten kämpfenden Ungarn hören könne.

Als ich an der Donaubrücke angelangt war, stürzten eben ein paar Magyaren an die Wache und verlangten einen Tam-

bour zum Allarmschlagen. Der Volksrepräsentant Ballogk hatte eben dem Volke mitgetheilt, Graf Lamberg sei aus Wien angekommen, wobei er die Leute auffordete, sich der Person des kaiserlichen Kommissars zu bemächtigten. Gleichzeitig wurden im Invalidenhause Sensen und andere Waffen vertheilt.

Ein wüthender Haufen strömte nun über die Schiffbrücke, mit allerhand Waffen ausgerüstet. Alle eilten tobend und fluchend nach der Festung. Zu Anführern hatten sie Wiener Academiker, welche vor wenigen Tagen angelangt waren, um für die Ungarn mitzufechten; ferner mit blutrothen Mützen bekleidete Soldaten des übergegangenen Regiments Prinz von Preußen. Ich schloß mich dem Zuge an. Alle Ausgänge der Festung wurden besetzt, mit dem Befehle, Niemanden ein- und auszulassen. In Ofen ward die Schaar noch durch Hunderte verstärkt.

Man stürzte nun zum Generalkommando, wo Graf Lamberg beim Generalkommandanten von Ungarn, Hrabowsky, abgestiegen sein sollte. Ein Wachtposten der Nationalgarde sagte aus, vor einer halben Stunde sei ein Wagen vorgefahren, Lamberg ausgestiegen, er habe das Haus noch nicht wieder verlassen. Jetzt strömte die Menge zu allen Thüren hinein — die Thüren wurden gesprengt, Kisten und Kasten zerschlagen, Fenster zertrümmert, Schriften zerstreut und zerrissen. Ganz besonders thätig hierbei war ein Sappeur der Wiener Legion, — die schwersten Thüren fuhren auf den dritten und vierten Schlag dieser riesenhaften Gestalt aus den Angeln. Im ersten Stockwerke kam Hrabowsky den Andringenden entgegen — er sprach einige mir unverständliche Worte.

„Halt's Maul, Schwarzgelber, wir kennen Dich!" fuhr ihn ein Wiener an; augenblicklich wurde er erfaßt, in ein Zimmer geschleppt, eingesperrt und Wache vor die Thür gestellt. Der Graf Lamberg war nicht zu finden; durch einen Gang war er aus der Festung entkommen; er eilte in einem Fiacker

nach Pesth, um sich in den Schutz des Volks-Repräsentanten-hauses zu begeben.

Die Allarmtrommeln wirbelten durch beide Städte. Die Gewölbe wurden gesperrt. Die Nationalgarden rückten aus und die Straßen an der Donau waren dicht mit Menschen besetzt. Ein Haufen Nationalgarden, Sensenmänner und tobendes Volk zogen über die Schiffbrücke. Mitten auf der Brücke begegnete man einem Fiacker; man hielt ihn auf.

Nun folgten Scenen, vor denen man schaudern muß, — Scenen, die zur Ehre der Menschheit nur selten vorkommen.

Ein Academiker der Wiener Legion, ein geborner Ungar, der in Wien Medizin studirte, trat an den Wagen und fragte: „Wer sind Sie?"

„Der Feldmarschall-Leutnant Graf Lamberg!" war die Antwort.

„Dann fahre zur Hölle, Hund!" Mit diesen Worten spaltete der junge Mann den Kopf des Grafen, der im Vertrauen auf Völkerrecht und Gesetzlichkeit in eine feindliche Stadt kam, um sein Ernennungsdekret als kaiserlicher Kommissar vom Minister-Präsidenten unterzeichnen zu lassen.

Man zerrte den halb todten, blutenden Grafen aus dem Wagen und schleifte ihn über die Brücke. Die Sensenmänner gaben ihm Hiebe und Stiche; man durchstach ihn mit Bajonetten und schlug ihn mit Kolben und Stöcken. So unter fortwährendem Hauen und Stechen wurde der Leichnam bis an die große Brückengasse geschleppt. Die Papiere hatte man vorerst ihm aus der Tasche genommen.

Mit wahrhaft höllischem Gejohle empfing der magyarische Pöbel den Gemordeten. Hunderte geschäftiger Hände zerrten ihn hier und da hin — der letze Fetzen wurde ihm vom Leibe gerissen. Unaufhörlich hieb und stach man in den nackten Leichnam, trat ihn mit Füßen und warf ihn sich wie einen Spielball zu. Ein paar Sensenträger durchstachen ihn, hoben ihn in die Höhe und zeigten ihn dem rasenden Volke. Ein brau-

sendes „Eljen!“ ertönte. „Dem österreichischen Hunde, dem schmählichen Schwaben ist's recht! So wollen wir alles schwäbische (deutsche) Gesindel massakriren!“

Dann ging es fort bis zum Invalidenhause. Hier hatten die Ungarn den Einfall, der geschändeten Leiche einen Strick um den Hals zu binden und sie in einem, dem Menschen nicht mehr ähnlichen Zustande an einen Laternenpfahl zu hängen. Polizei und Nationalgarden verhinderten es jedoch, und so wurde denn der Leichnam auf Sensen gespießt und in's Invalidenpalais hineingetragen.

Wer, wie ich, den Leichnam des unglücklichen Mannes, der eine Frau und neun Kinder hinterläßt, gesehen, wird den schauderhaften Anblick nie mehr vergessen. Der Leichenwärter, der ihn gewaschen, sagte aus, man habe 265 Hieb- und Stichwunden an dem Körper gezählt.

Solche Früchte tragen die Bestrebungen einer Hofpartei, die überall die Hand im Spiele hat, wo es gilt, die Völker zu knechten und sie wieder um ihre freiheitlichen Errungenschaften zu betrügen. Auch hier schürt diese Camarilla den Brand an, denn es ist ihr erwünscht, daß die Völkerschaften Ungarns sich gegenseitig zerfleischen, damit sie dadurch geschwächt werden. — Indeß, die Völker werden doch noch einmal erstarken; sie werden noch einmal die Versuche dieser Hofpartei, die ehemalige Herrschaft wieder an sich zu reißen, zu schanden machen — und dann wird die Zeit kommen, wo dieser Schlange für immer der Kopf zertreten werden wird!

Ministerieller Mord.

Es war im Monat October, als in München plötzlich in einer Nacht alle Führer der dortigen Volkspartei aus den Betten geholt und unter großer Bedeckung in die Kerker geschleppt wurden. Unter den Gefangenen war auch der Buchhändler Roller und der Doctor Riedel. Niemand konnte sich Anfangs einen vernünftigen Grund dieser auffälligen Maßregel erklären, bis denn einige Tage später, und nachdem die Verhafteten wieder in Freiheit gesetzt worden waren, die eingebildete furchtbare Verschwörung dieser Demokraten sich aufklärte. Ein Student hatte sich nämlich den unschuldigen Witz erlaubt und an einen durch und durch reactionären alten Künstler einen Brief geschrieben, worin er ihn bat, er möge als ausgezeichneter Volksredner der nächsten demokratischen Volksversammlung mit beiwohnen und die Republik proklamiren helfen.

Der gefoppte Künstler, nicht ahnend, daß er das Stichblatt eines Witzes sei, hatte nichts Eiligeres zu thun, als diesen Brief den Behörden zu überliefern, — die wieder blindlings darauf losfuhren und jene Verhaftungen darauf hin anbefahlen.

Der unbesonnene Spaß kam, wie gesagt, heraus; allein das Schlimmste dabei war nur, daß die Frau des mitverhafteten Doctor Riedel, im Kindbett liegend, durch die Verhaftung ihres Mannes einen so tödtlichen Schreck davon trug, daß sie drei Tage darauf eine Leiche war. Ihr Gatte kam nach seiner Entlassung noch gerade zurecht, um ihren letzten Blick, ihren letzten Seufzer zu erhaschen. Im ersten Augenblicke des Wiedersehens mußte er der geliebten Gattin auch schon die Augen zudrücken!

Offenbar wurde diese unglückliche Frau durch einen ministeriellen Gewaltstreich gemordet. Direct mit „Pulver und Blei" oder indirect durch nichtswürdige Maßregeln morden, das bleibt sich gleich, — es bleibt ein Mord! — Wer spricht aber von so Etwas? Niemand! Keine deutsche Zeitung hat diese ministerielle Todtschlägerei gerügt. Alles schwieg. Aber als in Frankfurt ein vornehmer Herr, ein Fürst, von einer gereizten und erbitterten Partei umgebracht wurde und somit eigentlich durch eigene Schuld starb, — da heulten alle deutschen Zeitungen in gewohnter Bedientenhaftigkeit wie alte Spittelweiber. —

Armes, armes, deutsches Vaterland!